

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

In einiger Entfernung folgte Ramozhy, der das Eingangsthor des Zwingers geschlossen hatte, sein schweres Eisen in der Hand, dem rasch dahin trabenden Bär.

Der Herzog, welcher bisher an dem Fenster seines Salons gestanden und dem Wärtter seine Befehle zugerufen, schloß nun das Fenster wieder. Er kehrte zu Elsa, welche noch immer unbeweglich auf dem Sopha saß und die Hände vor das Gesicht geschlagen hielt, zurück, und der Pavillon des Circus lag wie früher, scheinbar ruhig da. Auch die Bären beruhigten sich nach und nach, ihr Gebrüll verstummte und Nichts verrieth mehr die leidenschaftlichen Vorgänge, welche der Bärenzwinger noch vor kurzer Zeit erlebt hatte.

Fünfundzwanztes Kapitel.

Ende und Folgen der Jagd.

Eine Weile war Henry in dem dunklen dichten Walde aufs Geradewohl fortgelaufen. Nur langsam kam er vorwärts, denn seinen Weg mußte er oftmals tastend zwischen den Baumstämmen und dem niederen Gestrüpp suchen, und noch dazu befand er sich auf einer Anhöhe, die er zu ersteigen hatte, wollte er sich so viel als möglich von dem Orte, von wo aus er eine Verfolgung erwarten durfte, entfernen. Er kannte die Karlslust kaum, der Park mit seinen Bäumen stand allein dem Fürsten, und dann dessen Hofe offen, wenn dieser sich im Gefolge seines hohen Gebieters befand. Destner hatte die Oberaufsicht über den Park und nur dessen Leute betraten ihn. Soviel jedoch wußte Henry von der Karlslust, daß sie ringsum mit hohen Planken um-

geben war, daß ihre wenigen Eingänge scharf bewacht wurden und ein Entkommen aus dem Gehege nicht so leicht zu bewerkstelligen sein dürfte. Und doch mußte er den Ort so schnell als möglich verlassen, denn war die Jagd auf ihn einmal eine allgemeine geworden, so konnte er nur unterliegen und wieder eingefangen werden. Das durfte nicht sein, frei mußte er werden, koste es was es wolle, denn nur frei war er im Stande zu thun, was er sich mit heiligem Eid gelobt: zu strafen und sich zu rächen.

Solche Gedanken beschäftigten den Flüchtling, während er rastlos die dichtbewaldete und dunkle Höhe hinanstrebte. Da glaubte er plötzlich hinter sich ein eigenthümliches Schnaufen zu hören. Ueberrascht hemmte er seinen Schritt und horchte. Er hatte sich nicht getäuscht. Hinter ihm kam es drein, mit plumper Gewalt, schnaufend wie ein wildes, wüthendes Thier; die Büsche und Bäume knickten auf seinem Wege und immer mehr näherte es sich Henry. Jetzt erfolgte ein kurzes Brüllen. — „Herr Gott; den Bären haben die Glenden auf meine Fährte gehegt!“ so schrie Henry von Entsetzen gefaßt auf und begann dann seine Flucht aufs Neue, doch diesmal mit fieberhafter Eile. Was vermochte er gegen diesen furchtbaren Feind hier in dem dichten, dunklen Walde? Er hatte ein Messer und schon griff er suchend in die Taschen seiner Kleider, doch vergebens; er fand es nicht. Die Waffe mußte wohl unbewußt seiner Hand entfallen sein, als das entsetzliche Weh über ihn gekommen war — oder er hatte sie beim Beginn der Flucht verloren. Er fand sich wehrlos und rettungslos einem furchtbaren Tode geweiht, wenn er dem Ungethüm nicht zu entfliehen vermochte. Und immer näher kam es heran, immer vernehmbarer wurde sein

Reuchen — er glaubte in seiner Erregung schon den heißen Athem der Bestie in seinem Nacken zu spüren. Auch das Brüllen wurde jetzt nicht allein stärker und wüthender, sondern wiederholte sich oftmals rasch nach einander, ein Zeichen, daß das Unthier sein Opfer spürte und mit all' seiner wilden Gier es zu erreichen strebte. Und allein konnte die Bestie nicht sein, ihre Wärter folgten ihr gewiß, hatte das Thier den Flüchtling erreicht, so waren auch sie zur Stelle und eine Rettung nicht mehr möglich.

Für den Armen waren es entsetzliche Augenblicke, er erlahmte indessen nicht, sondern mit aller ihm innewohnenden Kraft arbeitete er sich immerfort weiter voran. Die furchtbare Aufregung schien seinen Sehnen neue Stärke zu geben, denn auch die jungen Bäume knickten jetzt auf seinem Wege, und an freien Stellen flog er mit der Schnelligkeit eines gehezten Wildes dahin. Doch immer wieder umfing ihn neues dichtes Gestrüpp. Er mußte in den wildesten Theil des Parkes gerathen sein; so lange er auch schon lief, noch war er auf keinen einzigen Weg gestoßen. Eine Weile konnte er eine solche beschwerliche Flucht schon noch aushalten, einmal aber mußten doch die Kräfte schwinden und dann war es vorbei mit ihm. Sein Feind hatte ihn erreicht und unter seinen Krallen fand er den Tod. Entsetzlicher Gedanke!

Doch ohne Aufenthalt ging es weiter. Ah! Ein Weg! Wenn auch in Dunkel gehüllt und kaum erkennbar, so konnte die schmale Lichtung, welche sich weit zu beiden Seiten hinzog, nur ein Weg sein und jetzt gab es keine Hindernisse mehr. Ohne langes Besinnen bog Henry nach der Seite ab, die scheinbar thalwärts führte und mit Windeseile flog er jetzt auf dem weichen, bemoosten Boden des wohl wenig betretenen Waldpfades dahin. Doch nun spürte er auch eine Ermattung, die Knie brachen ihm plötzlich ein und zugleich vernahm er hinter sich auf dem Wege das Schnaufen und Brüllen des Bären. Er hörte jetzt sogar das schwerfällige Tappen des Ungethüms auf dem Boden und wie es gleichmäßig, doch unaufhaltbar sich ihm näherte. Da — o Unglück! — war die Senkung des Weges zu Ende und abermals führte dieser aufwärts, sogar ziemlich steil zu einer Höhe hinan, die in der matten Beleuchtung des Nachthimmels erkennbar vor ihm lag.

Er war verloren!

Doch was war das? Oben auf der Höhe, mitten im Wege stand eine menschliche Gestalt! Der arme gehezte Flüchtling konnte sie sehen; er wollte in seiner entsetzlichen Angst rufen, um Hülfe schreien, doch er vermochte es nicht; seine Brust arbeitete zu mächtig, nur athmen konnte er zur Noth, doch keine Töne finden. Mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte strebte er der Höhe zu. Noch ging es. Doch war er oben angelangt, ohne dort die ersuchte Rettung zu finden, so war Alles zu Ende — kraftlos und hilflos war er dem wüthenden Thiere verfallen.

Die Augen starr auf die Gestalt gerichtet, welche immerfort unbeweglich mitten in dem Wege hielt, an ihrem Anblick wie an einen letzten Rettungsanker sich anklammernd, arbeitete Henry sich die Höhe hinan. Bald war er so weit gelangt, daß er die Erscheinung deutlicher sehen konnte, so viel dies die Nacht zuließ. Es war ein Mann in einem langen Mantel gehüllt — oder ein Weib. Der wahnsinnig

Aufgeregte vermochte sich keine Rechenschaft davon zu geben. Er versuchte nur die brennende Zunge von dem Gaumen zu lösen, seiner Zunge für Sekunden Ruhe zu verschaffen, um sprechen, rufen zu können, denn nur um Minuten handelte es sich noch, dann hatte das Unthier ihn eingeholt.

Endlich! — Nur wenige Schritte war er noch von der seltsamen, scheinbar leblosen Gestalt entfernt, da schrie er auf:

„Rette mich! — rette mich!“ —

Dann brach der Unglückliche mit einem röchelnden Athmen mitten in dem Wege zusammen.

Jetzt bewegte sich die nächtliche Erscheinung. Schon im folgenden Augenblicke stand sie an Henry's Seite — es war eine Frau! — und hastig, doch kalt und ernst klang ihre Frage:

„Wer verfolgt Dich und was hast Du verbrochen?“

Durch das wüthende Brüllen des näherkommenden Bären hörte Henry die Worte, dann keuchte er abgerissen — athemlos:

„Das Ungeheuer hat seine Bären auf mich gehezt — weil ich ihn morden wollte — ihn, der mir mehr als das Leben geraubt. Rette mich — daß ich leben und — mich rächen kann!“

„Wer ist es? Rede deutlicher, wer that dies an Dir?“ So rief das Weib jetzt ebenfalls und aufgeregter.

„Der — Herzog!“ keuchte Henry noch, dann vergingen ihm die Sinne und mit dem Haupte sank er wie leblos auf dem moosigen Boden nieder.

Das Weib hatte einen unterdrückten Schrei grimmer Freude ausgestoßen, dann streckte es langsam und fest den Arm vor und dem anrückenden Bären entgegen. Die Hand hielt eine Waffe, eine lange schwere Pistole und ohne ihre Stellung zu verändern, ohne nur zu zucken, erwartete die Fremde den furchtbaren Feind.

Auf etwa zehn Schritte war jetzt der Bär schnaufend und brüllend herangekommen. Ging der Schuß fehl, so waren Beide, die muthige Ketterin und der Ohnmächtige verloren. Doch die Frau schien ihrer Waffe und ihrer Hand gewiß zu sein. Wie glühende Kohlen leuchteten ihre Augen dem Ungethüm entgegen. Im folgenden Augenblicke krachte der Schuß. Der Bär stieß ein schrilles, entsetzlich klingendes Wuthgeheul aus, das jedoch plötzlich abriß, und zugleich fiel er mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Er war verendet. Die Fremde hatte ihn so nahe als möglich kommen lassen und ihm dann ihre Kugel zwischen die Augen in das Hirn gesandt.

Jetzt ließ sie einen scharfen zischenden Ruf hören und aus dem Walde zur Seite des Weges sprangen zwei Männer auf den Weg. Das Weib deutete auf den wie leblos am Boden Liegenden; rasch hoben die beiden Männer diesen auf und trugen ihn der Fremden nach, die bereits in dem Walde verschwunden war.

Eine Weile später langte Ramozzy keuchend auf der Höhe an. Er war der furchtbaren Jagd so schnell als er nur konnte, gefolgt, wobei das Unthier ihm durch sein Reuchen und Brüllen nur zu deutlich den Weg gezeigt hatte. Plötzlich hörte er einen Schuß, der weit die Wälder durchhallte und zu gleicher Zeit den abgerissenen Wuth- und

Schmerzenschrei seines Thieres, dann ward es stille, nichts vernahm er mehr.

Was war geschehen? Bald sollte der Wärter es erfahren. Die Höhe stürmte er hinan und stand auch bald vor seinem Bären, der alle Biere von sich gestreckt, verendet am Boden lag. Die schaumbedeckte Zunge hing der Bestie weit zum offenen Rachen heraus und aus einer kleinen Wunde zwischen den Augen quoll das dicke Blut unaufhaltsam hervor.

Der Wärter betastete seufzend seinen armen gemordeten Jüngling, doch sein Seufzen und Tasten half nichts, der gewaltige Peß war dahin! Seine Gelehrigkeit und Folgsamkeit hatten ihn nicht vor einem frühen jähen und so unverbienten Ende zu schützen vermocht.

„Der Satansklerl hatte also nicht allein ein Mordmesser, sondern auch eine mit einer Kugel geladene Schießwaffe — wohl nur eine Pistole, bei sich!“ murmelte der Mann ingrimmig zwischen den Zähnen. „Der Henker weiß, wie er dazu gekommen sein mag! In meinem Stalle hat er die Waffe gewiß nicht gefunden; die Grenadiere, welche ihn verhafteten, müssen es wohl nicht der Mühe werth gehalten haben, ihren Gefangenen zu durchsuchen. Sonderbar! Doch noch räthselhafter ist es mir, wie er aus dem Stalle hat entkommen können. Geduld! dies Alles wird sich morgen beim hellen Tageslicht schon finden, jetzt heißt es wieder heim, den Herrn von der verunglückten Jagd Nachricht zu geben. Der Mörder ist zwar entwischt, doch noch immer in der Karlslust und so kann er denn auch noch immer wieder eingefangen werden.“

Also suchte Ramozky sich den Vorfall zu erklären, und in seinen Folgen zurechtzulegen, dann trat er schleunigst den Heimgang an.

Es war in der That ein weiter Weg, denn wohl über eine Stunde hatte die sonderbare furchtbare Jagd und just in dem wildesten Theile der Karlslust gedauert. —

Als Henry aus seiner Ohnmacht, der wohl ein betäubender Schlaf gefolgt war, erwachte, blickte er anfänglich mit starren Augen um sich. Er wähnte wohl noch immer zu schlafen, zu träumen, denn was er sah, erschien ihm so seltsam, unfaßbar, daß er es im ersten Augenblicke unmöglich für Wirklichkeit halten konnte.

Er befand sich in einem Gemach, dessen Wände, Decke, Fußboden mit bunten Teppichen bedeckt waren, deren Zeichnung und Farben, wenn auch verblichen, doch etwas Fremdartiges und auffallend Phantastisches hatten. Er lag auf einem Divan von gleichem Stoffe, und allerlei seltsames Geräth, dessen Bestimmung er nicht zu enträthseln vermochte, erblickte er. Doch dort, vor ihm, auf einem gleichen Divan, saß ein Weib in weitem, dunklem Gewande gehüllt, das ihn immerfort mit finstern Ausdruck ihres tiefbraunen, scharfmarkirten, häßlichen Gesichts anschaute.

Raum hatte Henry ein Lebenszeichen von sich gegeben, als Jana — denn sie war es — hastig und rauh sagte:

„Iß und trink, wenn es Dich gelüsten sollte, dann rede!“

Dabei deutete sie auf einen kleinen Tisch, der an dem Kopfende des Divans stand, und den Henry bis jetzt nicht bemerkt hatte. Eine Flasche von seltsamer Form, ein silberner Becher, Brod und Früchte befanden sich auf demselben.

Doch der junge Mann sprang mit einer abwehrenden Bewegung von seinem Lager empor, strich sich die wirren Haare aus dem Gesicht und rief:

„Wo bin ich? — Ihr waret es, die mir im letzten Augenblicke meiner höchsten Noth beigestanden, an der Stimme erkenne ich Euch wieder. Ich hörte einen Schuß, dann vergingen mir die Sinne. Wer seid Ihr — wo bin ich?“

„Hast wohl viel erduldet in den letzten Stunden, daß Du so kraftlos zusammenbrachst,“ entgegnete Jana in etwas milderem Tone. „Scheinst mir doch sonst kräftig und willensstark zu sein.“

Durch diese Worte wurde Henry plötzlich wieder Alles vor die Seele geführt, was er Entsetzliches im Laufe der Nacht erfahren und erlebt. Die Hände wider die Stirne gepreßt, sank er taumelnd auf den Divan zurück und murmelte zwischen den Zähnen:

„Mehr habe ich erduldet, als ein Menschenherz zu ertragen vermag, der Tod wäre eine Wollust gewesen. Doch ich mußte leben, um ihn, den Entsetzlichen, strafen zu können.“

Eine laute höhnische Lache schlug Jana nach den ersten Worten Henry's auf. Doch zugleich erhob sie sich, trat auf das Tischchen zu, füllte den Becher mit einer tiefdunklen Flüssigkeit und reichte ihn Henry mit den Worten:

„Thor! Das arme Menschenherz kann Viel ertragen, ehe es bricht — wenn die Hoffnung, zu vergelten, es in seinem unnatürlichen Kampfe stärkt. Trink! Erquickte Dich, Du bedarfst es, und dann erzähle!“

Maschinenmäßig griff Henry nach dem silbernen Becher, führte ihn an die Lippen und trank.

Der Inhalt mußte ein ebenso kostbarer als stärkender sein, denn das Auge des jungen Mannes flammte jetzt, auf seinem Antlitz kehrte die natürliche Röthe zurück, und seine ganze Gestalt rechte und dehnte sich wie in ungeschwächter Kraft.

„Diese Hoffnung allein,“ sagte er, das blühende Auge fest auf die Zigarette gerichtet, „wird mich dem Leben erhalten, an das mich sonst nichts mehr fesselt.“

„Rede!“ klang es jetzt ungeduldig, „damit ich das Schicksal dessen kennen lerne, dem ich Gastfreundschaft gewähret; damit ich erfahre, ob er meiner Theilnahme — meiner Hülfe werth ist.“

Und sich abwendend von den Blicken des jungen Mannes, die immerfort auf ihr ruhten, kehrte sie zu dem Divan zurück, wo sie sich niederließ.

„Obgleich ich nicht weiß, zu wem ich spreche,“ entgegnete Henry, „so betrachte ich Dich doch als meine Retterin und auch als eine Gleichgesinnte. Auch Dein Herz flammt auf in Haß gegen den Verruchten; auch Du hast ihm wohl zu vergeben und Dich an ihm zu rächen — denn ich entsinne mich jetzt, daß Du mir nur beistandest, nachdem ich Dir den Mann genannt, dem ich Haß und Verderben geschworen. Deshalb will ich reden.“

„Ich höre!“ —

„Ich liebte ein Mädchen,“ fuhr Henry leiser und wie von der Erinnerung an eine unwiderruflich verschwundene schöne Zeit schmerzlich erfüllt, fort, „ein Mädchen, engel-schön! doch nein! ihre Schönheit war die der Sünde — der Hölle! denn meine heiße, treue Liebe hat sie verrathen,

dahingegeben für die in Gold und Seide prunkende Schande. Während ich für sie, für unsere Liebe stritt, von roher Kraft überwältigt, in ein Gefängniß geworfen wurde, das sonst nur wilde Bestien beherbergte; während ich wie ein wildes, reißendes Thier dort in dem Bärenzwinger gefangen gehalten wurde, nur an sie und unser Glück dachte, Tag und Nacht mit blutenden Händen arbeitete, mir meine Freiheit zuerringen, da hat er, der Freche, Gewaltige, sie verführt; da weilte sie, die Treu- und Ehrlose, an seiner Seite bei dem Sündenfeste, und in meinem entsetzlichen Kerker hörte ich ihr freches Lachen, ohne zu ahnen, daß es von den Lippen komme, die mir den Himmel eröffnen sollten! Was bei dem Feste vorgegangen, wie sie, die Treulose, und ihr Verführer in den Umkreis meines Gefängnisses gekommen — ich weiß es nicht! Ein Unglück muß wohl geschehen sein und der allergnädigste Herr sich erinnert haben, daß er inmitten seiner wilden Bestien einen zu solchem Liebespiel passenden Aufenthalt besitze. Genug! ich sah beide in dem Zwinger, als ich auf dem Punkte stand, aus meinem schrecklichen Kerker auszubrechen. Ich erkannte sie — auf seinen Armen trug er sie in seine Höhle! — und meinte, der Himmel stürze über mir zusammen. Da vollendete ich mein Werk, doch brauchte es noch Zeit dazu, und während dem brannten in dem Raume, wo sie weilten, ruhig die Kerzen, welche ihre Schande beleuchteten. Die Bären sangen ihre wilden Lieder dazu und übertönten ihre Stimme — wenn sie dieselbe erhoben! O, der Erbärmliche hatte den Ort nur zu gut gewählt, er konn' ruhig sein, Niemand vermochte ihn zu hören noch zu stören. Das Unwetter brach dennoch über ihn, über sie herein! Ich ward endlich frei und eilte zu ihnen, erbrach die Thür und mit dem Messer in der Hand überfiel ich sie. Er lag zu ihren Füßen und sie, die Heuchlerin, weinte. Da warf sie sich jammernd über ihn, als mein Stahl ihn treffen und strafen wollte, deckte ihn mit ihrem Leibe und schrie mir zu, daß sie ihm freiwillig gefolgt, daß ich ihr nichts mehr sei und sie ihn, das Ungeheuer, liebe! Die Worte betäubten mich, ich glaubte, wahnsinnig zu sein, doch weiter war mir nichts geschehen, als daß meine Liebe zu ihr sich in Haß und Verachtung verkehrt hatte. Da nahte ihm Hülfe; ich fluchte der Falschen, und floh, um zu leben, um mich rächen zu können. Nun hegte der Unmensch in seiner ohnmächtigen Wuth seinen Bären auf mich. Der Bestie wäre ich bald erlegen. Doch nein! ich mußte leben! Du hast mich gerettet und wußtest, wozu — und nun weißt Du auch, weshalb es geschehen mußte!"

Fieberhaft erregt, fast athemlos hatte Henry seine Erzählung zu Ende gebracht. Nun blieb er dicht vor Jانا stehen und fuhr noch immer gleich heftig fort:

"Nun weißt Du Alles, Weib! Jetzt gieb mir die Mittel, diesem verfluchten Ort zu entfliehen, damit ich meine Mission erfüllen kann. Vermagst Du es nicht, dann wäre es besser gewesen, Du hättest Deinen Schuß gespart — dann wäre jetzt Alles vorüber."

"Beruhige Dich," entgegnete Jانا. "Sei ein Mann und banne solche Gedanken. Du sollst frei werden und Deine Aufgabe, die eine gerechte ist, zu Ende bringen. Das Weib verachte, reiße es, wie aus Deinem Herzen, auch aus

Deinem Hirn und überlasse es seinem Schicksal und — ihm. Haha! dann wird die Falsche ihrer Strafe nicht entgehen."

"So leite mich, sage mir, wohin ich mich zu wenden habe. Ich muß fort, der Boden brennt mir unter den Füßen!"

"Und dennoch mußt Du Dich gedulden. Für heute Nacht ist's unmöglich, morgen am Tage werden sie die ganze Karlslust absuchen — Dich jedoch nicht finden. In der nächsten Nacht bringe ich Dich dann in's Freie. Wohin gedenkst Du Dich zu wenden?"

"Zuerst nach dem Hause, wo mein Vater und meine Schwester weilen. Ich muß sie warnen, denn der Unmensch könnte seine Wuth an ihnen, den Unschuldigen, auslassen."

"Du hast recht. Wo liegt Dein Haus und wie ist Dein Name?"

"Henry Dümmler heiße ich und war bis jetzt als Förster in Diensten des Glenden, drüben in Jägersburg. Mein Vater ist der alte halbblinde Förster Dümmler und wohnt in dem verfallenen Louisenhof, der hinter den letzten Gebäuden des Karlsberges versteckt im Walde liegt."

"Gut! noch in dieser Nacht soll er Nachricht erhalten und gewarnt werden. Er muß mit seinem Kinde fliehen. — Du darfst meinen Worten schon vertrauen."

"Laß mich fort!"

"Es geht nicht, die Gefahr ist zu groß und Dir darf nichts geschehen. Auch wirst Du Deine Zeit hier nicht nutzlos verbringen, glaube es mir! Ich habe noch mancherlei mit Dir zu reden, denn auch ich hasse den Mann, den Du verfluchst, und wohl noch grimmiger, als Du, denn an mir und den Meinigen hat er sich wohl noch schwerer versündigt. Auch ich habe zu strafen, mich zu rächen, und gründlich soll es geschehen. Seit Jahren stime ich darüber nach, und die Stunde der That scheint endlich zu nahen."

"Ich meine, Dir, dem Weibe mit der festen Hand, die einen Bären so sicher zu treffen wußte, Dir dürfte es nicht schwer gefallen sein, auch ihn zu treffen, hättest Du es gewollt."

"Thor!" brauste Jانا auf. "Was hätte ich damit erreicht? Tod wäre keine Strafe für ihn gewesen. Er muß leben, verzweifeln! langsam, tausendfach in jeder Minute die entsetzlichen Todesqualen erleben. Das habe ich ihm geschworen, und Jانا wird ihren Schwur zu halten wissen."

Die Zigeunerin hatte mit einer solchen dämonischen Macht gesprochen, ihre Worte verriethen einen so tiefen, entsetzlichen Haß, daß Henry überrascht, fast erschrocken zusammenfuhr und Jانا mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Nun meinte er auch die rauhe, tiefe Stimme schon einmal gehört zu haben. Doch Jانا ließ ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, denn in anderem Tone, der unheimlich wirkte, wie die in der Asche glimmende Gluth, fuhr sie fort:

"Was er geschaffen zum Preis seines Namens und, wie er wähnt, für die Ewigkeit, muß vor seinen Augen vergehen; die er mit Füßen getreten, müssen seine Herren werden, und vor ihnen soll er zittern. Seine ganze Herrlichkeit wird in Nichts versinken und einem Bettler gleich sehe ich ihn fliehen, sich glücklich preisend, daß er sein armseliges Leben reiten kann. Doch gerade dies soll seine eigentliche Strafe sein, denn die Jahre, die ihm bleiben, werden dem Stolgen

Dualen der ohnmächtigen Wuth — vielleicht auch folternder Reue, bereiten, gegen die der Tod willkommene Erlösung sein wird. Er hat's verdient um mich und die Meinigen, um Euch, um sein Volk, das ich gehaßt, weil es uns mit Füßen getreten. Was es erduldet, hat es zum Rächer gereift, und unsere Ziele sind nun dieselben."

"Wie vermagst Du so Ungeheueres zu bewerkstelligen?" rief Henry mächtig erregt von dem furchtbaren Bilde der Vergeltung, das Jana's Worte vor seinen inneren Blicken entrollte. "Ich staune, doch ich begreife Dich nicht!"

"— Und wie ihm, wird es Allen geschehen, die gleich ihm gesündigt!" fuhr Jana fort. Dann faßte sie den jungen Mann mit einer wilden Kraft am Handgelenk und, den anderen Arm erhoben, deutete sie nach Westen. Den Blick in die Ferne gerichtet, rief sie jetzt in dem Tone einer Seherin:

"Von dorthen — von Westen wird es kommen, einer Sündfluth gleich, und Alles, Alle verschlingen, die das Volk gehöhnt und geknechtet. Der Arme wird Herr werden und die Herren in ihren Palästen werden vor ihm zittern. Die Brandung hat begonnen, ihre erste Woge bereits ein vielhundertjähriges Denkmal der Knechtschaft, sündiger Willkür verschlungen, das Generationen zitternd dulden mußten und dafür verfluchten. Ihre nächsten Fluthen werden die gekrönten Sünder selbst verschlingen. Doch was weißt Du, Armseliger, von solchen Vorgängen!" tönte es jetzt mit einer mitleidigen Verachtung und Henry fühlte seine Hand zurückgeschleudert. "Du hast bisher in der Einsamkeit, mit Blindheit geschlagen, gelebt, doch meinem Blick lag die Welt offen da."

Einige Male ging die Zigeunerin erregt in dem Zelte auf und nieder, gleichsam Ruhe zu erringen, und mit einem Staunen, dem sich Bewunderung zugesellt, blickte Henry fragend auf das furchtbare fremde Weib. Endlich ließ sich Jana auf dem Divan nieder und in einem Tone, der kalt gegen den ihrer früheren Rede klang, sagte sie, auf den Platz ihr gegenüber deutend:

"Setze Dich! Ich betrachte Dich als einen Verbündeten, als einen der Unseren, und will Dir die Binde von den Augen lösen, Dir den Sinn meiner Worte enthüllen."

Henry folgte dem Gebot und nach einer Pause fuhr Jana, immer ruhiger werdend, fort:

"Du kennst mich nicht, und doch ist es nothwendig, daß ich Dir sage, wer ich bin. Mein Stamm ist auf der ganzen Erde verbreitet, wandern und ewig wandern! das ist der Fluch, der auf ihm lastet. Ich dachte, ihn brechen zu können, den Meinigen eine Heimath zu geben, wie andere Völker und Stämme sie besitzen! Ich war eine Thörin und mußte den Gedanken büßen. Meine Opfer waren vergebens. Weg damit! — Von allen den Meinigen, die da im Norden und Osten wandern, bin ich die Königin, Jana, die Soberana nennt man mich. Doch auch im Westen und Süden leben unsere Stämme und auch sie beugen sich mir. Wohin sie sich wenden, ziehen, was sie treiben, was ihnen widerfährt, ich erfahre Alles, denn Tag und Nacht kommen und gehen Boten zu mir und von diesem Zelte aus in alle Welt. In Frankreich, in Paris, hat sich das Volk offen gegen seinen fürstlichen Bedrücker erhoben, dort schüren die Meinigen den Brand. So Viele ihrer nur in Frankreich weilten, mein

Wille, mein Rath führte sie nach Paris. In den verschiedensten Gestalten wirken sie dort und fachen, wenn es gilt, den Funken zur Flamme an. Unthaten, heute der Welt noch unbekannt, sind dort geschehen und das Volk kann nicht mehr zurück. Es muß weiter auf der Bahn der Rebellion, der Vergeltung, und das Ziel heißt: Tod und Vernichtung Denen, die es bis jetzt gehöhnt und geknechtet. Merke auf! Heute langte ein Bote aus jener französischen Hauptstadt bei mir an; ich will Dir sagen, welche Nachrichten er mir gebracht. Nur wenige Tage sind es her, da stürmte das Volk die vielhundertjährige Zwingburg königlicher Willkür, die blutbefleckte, vielversuchte Bastille, und Blut ist geflossen, das eine ewige Scheidelinie bilden wird zwischen dem Volke und seinen adeligen Bedrückern. Das ist der Anfang vom Ende, und das Ende wird sie Alle verschlingen. Doch nein! Ist die Arbeit in Frankreich gethan, dann muß die Revolution ihre Wogen über die Grenze, hierher in dieses Land tragen, und an Arbeit, hier zu strafen, aufzuräumen, haha! wird es nicht fehlen. Dann soll geschehen, was ich Dir früher angedeutet: von den stolzen Palästen hier auf der Höhe wird kein Stein mehr auf dem anderen bleiben, doch sein Besitzer soll leben und — verzweifeln. Das wird seine Strafe, unsere Vergeltung sein!"

Stumm, keines Wortes mächtig, saß Henry da. Durch die Worte des furchtbaren Weibes war ihm gleichsam eine neue Welt, ein neues Leben erschlossen worden. Blitzschnell hatte er ihren Sinn, ihre Tragweite erfaßt und was sie ihm dann zeigte, war so gewaltig, daß seine eigene Rache ihm dagegen nur kleinlich dünken konnte. Das Volk erhob sich gegen seine Unterdrücker! es hatte bereits Siege zu verzeichnen, und seine Selbstständigkeit, seine Freiheit wird es erringen, dort, in Frankreich, wie hier in dem deutschen Vaterlande! Der Gedanke war zu schön, zu groß und überwältigend, und alles andere Denken und Fühlen verschwand vor ihm. Das war ein Ziel, würdig des Edelsten, und ihm mußte er seine Kräfte weihen. Konnte es für seine Heimath erreicht werden, konnte sein armes Pfälzer Volk sich von seinem Bedrücker befreien, glücklich in freier Selbstständigkeit werden, was galt ihm dann seine eigene Rache? Er dachte ihrer bereits nicht mehr und, von der Höhe des Gedankens erfüllt, rief er enthusiastisch:

"In den Reihen jener Streiter für des Volkes Freiheit will ich kämpfen und, wenn es sein muß, mein Blut mit Freuden vergießen! Hast Du die Macht, so sende mich dorthin, und ist die Arbeit in Frankreich gethan, so will ich meine Stimme erheben und nicht rasten, bis sie mir folgen hierher, um unserem armen, unglücklichen Vaterlande zu erringen, was ihnen geworden: Licht und Leben, Freiheit und Glück!"

"Schwärmer!" klang es leise und die harten Züge der Zigeunerin verzogen sich zu einem mitleidigen Lächeln. "Glaubst Du, in dem Chaos von Blut, Leichen und Trümmern, das sich dort entwickeln wird, würde man Deine Stimme hören? Glaubst Du, eine solche Gährung, die alles Bestehende umstürzen muß, wäre zu hemmen oder zu lenken? Ihre eigenen Kinder, ihre Priester wird die Revolution verschlingen und vollbringen, was sie muß. Keines Aufruhrs wird es bedürfen, sie hierher in Dein Land

zu tragen. Wie die Fluthen eines reißenden Flusses, haben sie einmal den sie bannenden Damm gebrochen, sich unaufhaltsam, unüberwindlich über alles Land ergießen — bis sie sich selbst erschöpft, so wird die Revolution, einer Sündfluth gleich, die Länder überströmen, vernichten, Neues — im ersten Augenblick vielleicht Ungeheuerliches gebären — bis auch ihre Kraft gebrochen ist. Was uns noth thut, ist Anderes! Ist die Bewegung bis zu uns gelangt, dann gilt es, Männer in ihrem Bereich zu haben, die im Stande sein werden, ihre Strömung dorthin zu lenken, wo wir Tod und Vernichtung sehen wollen. Willst Du einer dieser Männer werden, so sollst Du erfahren, welche Macht Jana, die Zigeunerin, besitzt. Ihr Wille stellt Dich an den Posten, wo Du wirken kannst für Dich, Deine Rache und auch für Dein Land.“

„Mache Dein Wort wahr und ich will Dir ewig dafür danken.“

„Es sei!“ rief nach kurzer Pause die Zigeunerin, während der sie Henry mit einem Blick der Ueberlegenheit anschaute. „Du bist der Mann, den wir gebrauchen, obgleich Deine Gedanken bereits andere Wege eingeschlagen. Gleichviel! handle in Deinem Sinne und Du wirst auch in dem meinigen handeln. Ich werde schon seiner Zeit in das Getriebe der Bewegung eingzugreifen wissen, damit uns Beiden genug geschehe.“

„Wann sendest Du mich fort?“

„Geduld, Heißblütiger! Borerst erquicke Dich, Du bedarfst der Stärkung, dann werde ich Dich an einen Ort geleiten, wo Du den Rest der Nacht in Sicherheit zubringen kannst. Morgen reden wir weiter zusammen, und ist es an der Zeit, dann führe ich Dich, wohlversorgt mit Allem, hinaus und auf den Weg.“

„Gut, ich will mich Deiner Führung anvertrauen und nach Deinen Worten thun. Doch vergiß Dein Versprechen nicht, sende einen der Deinigen nach dem Louisenhof.“

„Iß und trink! in einer Stunde soll er dort sein.“

So sprach Jana, erhob sich und verließ das Zelt, um den Boten mit der Warnung an den alten Dümmler abzusenden, doch hauptsächlich wohl, um dem jungen Manne Gelegenheit zu geben, ungehindert von den Speisen zu genießen.

Kurze Zeit nachher führte ein Zigeuner mit einer Laterne in der Hand Henry über den Platz in den dichten Wald hinein. Ein kurzer Gang, dann standen Beide vor einem felsigen Abhange. Der Zigeuner räumte mit leichter Mühe durch eine Vorrichtung einen der Steine hinweg und beim Scheine der Laterne sah Henry eine Treppe, die er hinabstieg. Er gelangte in ein großes, durch Felsen gebildetes Gelaß, zwischen deren Spalten, wie sein Führer ihm zeigte, Luft und am Tage Licht eindrang. Alles Nöthige zu seiner Bequemlichkeit fand er hier, und ermüdet warf er sich auf sein Lager, um zu schlafen, während der Zigeuner wieder die Treppe aufwärts stieg und den geschickt verdeckten Eingang des geheimen Versteckes hinter sich schloß.

Sechszehntes Kapitel.

In der Eremitage und nochmals bei dem Louisenhof.

Hinter der eigentlichen Residenz und dem Walde zugekehrt lag, von einem kleinen Garten mit hoher Mauer umgeben, ein Gebäude von eigenthümlicher Form. Mehr lang als tief, zeigte es von drei Seiten nur kahle Mauern und nur die vierte, nach dem Walde zu gelegene, hatte Thüre und Fenster. Auf den Seitenmauern erhob sich ein weitgestrecktes Satteldach, das, doppelt so tief wie das eigentliche Wohnhaus, dessen Fronte überragte, hier auf vorspringenden Mauern ruhte und so die Fenster, die Thür des Hauses umrahmte und gleichsam nochmals abschloß. Mitten auf der Dachfirst stand ein Thürmchen oder vielmehr ein kleines rundes, spitzes Dach, das auf zwei, oben in Gabeln auslaufenden Balken ruhte. In diesem Thürmchen hing eine verhältnißmäßig große Glocke. Das ganze Gebäude erhielt durch die Form seines vorspringenden Daches mit dem Glockenthürmchen das Ansehen einer Kapelle und wurde denn auch deshalb die Eremitage genannt.

Hier weilte der Herzog zu Zeiten Tage lang, und was in dem Hause vorging, wurde durch dessen Bauart für die Außenwelt zu einem Geheimniß.

In der hohen Umfassungsmauer des Gärtchens befand sich ein kleines Pfortchen, das durch einen schmalen, verdeckten Gang mit einer Thür im Schlosse korrespondirte und die einzige, direkte Verbindung zwischen diesem und der Eremitage bildete. Hier verkehrten die vertrauten Lakaien, welche den Herrn in seiner Zurückgezogenheit zu bedienen, dessen Tafel zu serviren hatten.

Die Eremitage war dreistöckig. Zu ebener Erde lagen mehrere größere und kleinere Zimmer, der ganze erste Stock war fast ein einziger großer Saal und das obere Geschloß bestand wieder aus mehrere Salons und Boudoirs, die alle auf das Reichste und Ueppigste ausgestattet waren.

Hierher hatte sich Herzog Karl am Tage nach dem so unglücklich abgelaufenen ländlichen Feste mit seiner neuen Herzenskönigin und den drei hochadeligen Fräuleins, die er Elsa als Hofdamen zugewiesen, zurückgezogen, um sein neues Glück in aller Ruhe zu feiern.

Der Sturm im Bärenzwinger hatte sich bald, nachdem dessen eigentliche Ursache, der wahnsinnige, hochverrätherische Mensch, daraus verschwunden, gelegt und der Herzog ungestört die Rückkehr des Wärters und Ramozky's abwarten können. Als Letzterer endlich erschien und das unerwartete Ende der furchtbaren Jagd berichtete, da gerieth der durchlauchtigste Herr wieder in eine neue Aufregung. Die kühne That des frechen Burschen, seine sichere Hand versetzten ihn in Staunen, doch auch in Schrecken, denn der Verbrecher war noch immer frei, nicht eingefangen, und er, der Herzog, konnte jeden Augenblick einem neuen Anfall ausgesetzt sein. Er sandte Ramozky sofort nach Pestner aus, befahl ihm, den festen Eingang des Zwingers zu schließen und nicht zu ruhen, bis er den Forstmeister gefunden und herbeigeschafft.

Wieder vergingen Stunden und die Ruhe des Zwingers, der beiden seltsamen Bewohner dieses Bärenaufenthaltes, wurde nicht weiter gestört.

Der Schak des Geizhalses.

Original-Erzählung von Karl Zastrow.

Erstes Kapitel.

Die Postkutsche war soeben zum Städtchen hereingeraßelt. Der Postillon ließ ein lustiges Lied ertönen und Alt und Jung eilte an die Fenster oder vor die Thüren, um die etwaigen Insassen des Wagens einer Musterung zu unterziehen. Denn leider war dies der einzige Vorfall von einigem Interesse, welcher zuweilen das einförmige Leben und Treiben der kleinstädtischen Bürgerleute unterbrach. Das Städtchen Sternberg mochte ungefähr dreitausend Einwohner zählen. Die Leute hingen am Althergebrachten. Ihre Lebensweise, ihre Beschäftigungen wickelten sich Tag für Tag in dem gewohnten Geleise ab. Es war sonach kein Wunder, daß jede außerhalb des alltäglichen Treibens liegende Begebenheit mit lebhafter Spannung bis in die kleinsten Details hinein verfolgt wurde.

Auch der Wirth zur goldenen Muschel stand vor der Thür. Das Gasthaus lag der Post gerade gegenüber und der für das Wohl der Reisenden besorgte Platterheim pflegte die eintreffenden Reisenden sofort nach dem Aussteigen auf freier Straße mit vielen Bücklingen willkommen zu heißen und in die goldene Muschel hineinzulooten. Sie wurden nach des biedereren Platterheim's Meinung durch diese Maßregel am Besten vor dem Mißgeschick bewahrt, von dem einige Schritte entfernten goldenen Löwen zerrissen zu werden.

Der Löwenwirth stand in dem Ruf, ein habgieriger Mann zu sein, der seine Gäste über's Ohr haue und ihnen den Aufenthalt in seinem öden unsauberen Hause zu einer wahrhaften Höllepein mache.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß der Löwenwirth unter den obwaltenden Umständen mit dem Repräsentanten der goldenen Muschel auf recht feindlichem Fuße lebte und der Eine dem Andern nicht das Auge im Kopfe gönnte. Der Vorzug, den die Fremden der goldenen Muschel zu geben pflegten, hatte auch übrigens seine Berechtigung. Die Speisen und Getränke waren in diesem Gasthause vortrefflich, Kellner und Hausknecht höflich und bescheiden und die Logis-Räumlichkeiten zeichneten sich nicht bloß durch Reinlichkeit und gebiegene Ausstattung, sondern auch durch solide Preise aus.

Christian Platterheim hatte seine Carriere als Hausknecht begonnen. Lange Jahre hatte es gedauert, bis er sich die zum Ankauf eines Gasthauses nöthige Summe erspart hatte. Er war von jeher arbeitsam und sparsam gewesen und seit er im städtischen Gewerberegister als Gastwirth eingetragen stand, hatte er Alles gethan, um das Renommé seines Hauses zu heben.

Die goldene Muschel erfreute sich denn auch des besten Rufes und Platterheim hätte nicht nöthig gehabt, zu der vorerwähnten Maßregel seine Zuflucht zu nehmen, um die Fremden zur Einklehr zu bewegen. Diese Eigenthümlichkeit

war ihm jedoch im Laufe der Jahre zur Gewohnheit geworden, und außerdem lag ein entgegenkommendes Benehmen einmal in seinem Wesen begründet.

Er hatte sonach kaum einen anständig gekleideten Herrn in mittleren Jahren aus der Kalesche steigen sehen, als er auch schon über den Straßendamm weg auf diesen zuschritt, höflich seine Mütze vom Kopfe zog und in ehrerbietigem Tone folgendermaßen begann:

„Um Vergebung, Herr Geheimsekretär, ich bin der Wirth zur goldenen Muschel. Mein Name ist Platterheim! Ist Ihnen ein Zimmerchen gefällig?“

Meister Platterheim hatte sich mit den Jahren einen gewissen Scharfblick im Taxiren und Unterscheiden der Stände angeeignet. Er glaubte dies wenigstens und pflegte zu sagen, es sei ihm eine Kleinigkeit, einen Regierungs- von einem Ministerial-Sekretair, einen Rostäthen von einem Bauerngutsbesitzer zu unterscheiden. Das schloß aber die Möglichkeit nicht aus, daß er sich zuweilen irren konnte.

In dem vorliegenden Falle war sein Auge auf ein mageres Gesicht mit lauernden Augen, ecigen Zügen, auf ein spitzes glattrasirtes Kinn, einen zahnlosen Mund und langes, dunkelblondes, anschließendes Haar gefallen. Außerdem war der Ankömmling modern und elegant gekleidet. Nach Art leichtfüßiger Touristen trug er einen Mantel von Glanzleder mit einem Messingschloß versehen über der Schulter, einen breitrandigen Panamahut auf dem Kopfe und einen derben, aus einer Weinrebe gearbeiteten Reifestock in der Rechten. Da es im Monat August zur Zeit der Gerichtsferien war, stand es bei dem taxirenden Muschelwirth zweifellos fest, daß jener mindestens zur Kategorie der geheimen Sekretaire gehöre.

Hatte Meister Platterheim nun den Nagel auf den Kopf getroffen oder fühlte der Ankömmling sich durch die Anrede geschmeichelt, genug, er erwiderte den Gruß in der höflichsten Weise und fügte dann mit wohlwollendem Lächeln hinzu:

„Ja! ein solides Zimmer könnt' ich brauchen, bis morgen früh natürlich nur. Denn präcise 10 Uhr setze ich meine Reise fort.“

„Schön, schön, darf ich bitten, mir zu folgen?“

Stolz wie ein Spanier und ohne auf die lächelnden Gesichter der Nachbarn zu achten, schritt Platterheim seinem Gast voran. Er hatte sogar für das sarkastische: „Na, Meister Platterheim? Habt Ihr wieder einen gefischt?“ eines dieser „Aeidharte“ nur ein hochmüthiges Achselzucken zur Antwort.

Bald stand der junge Reisende in einem geräumigen mit soliden Nußbaum-Möbeln ausgestatteten Zimmer, während Platterheim respektvoll an der Thüre verharrete, um die Befehle des Gastes entgegen zu nehmen.

Dieser musterte die Einrichtung des Gemaches mit jener behaglichen Zufriedenheit, die das Gemüth beim Eintritt in

eine geordnete Häuslichkeit nach den Beschwerden einer anstrengenden Reise zu ergreifen pflegt.

„Recht sauber und anheimelnd hier, Herr Wirth!“ wandte er sich an Platterheim, „es ist wirklich schade, daß ich das hübsche Quartier nur auf so kurze Zeit benutzen kann. Nun bitte ich aber um einen Imbiß. Eine Kotelette und eine Flasche Wein, Herr Wirth!“

Der Angeredete verbeugte sich mit einem devoten: „Sogleich, Herr Geheimsekretair!“ und schritt dann zur Thüre hinaus.

Der Reisende machte es sich bequem. Er legte den Ueberzieher ab, entledigte sich der Stiefeln, die er mit einem Paar Plüschschuhen vertauschte, kühlte das staubige Gesicht mit dem kalten Wasser aus der Karaffe und nahm dann in Erwartung des bestellten Mahles auf dem Sopha Platz.

Nach ungefähr einer Viertelstunde erschien denn auch der Wirth von Neuem, um den Tisch zu decken. Ein Kellner, welcher die Weinflasche und das dampfende Gericht trug, folgte ihm.

„Lassen Sie noch ein Glas bringen, Herr Wirth,“ befahl der Fremde in freundlichem Tone, „und setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir etwas von den Merkwürdigkeiten des Städtchens.“

Das Gesicht des hieheren Gastwirthes strahlte. Es passirte ja nicht oft, daß die vornehmen Reisenden, welche in der goldenen Muschel logirten, in so humaner und kollegialischer Weise sich zu ihm herabließen. Um so mehr wußte er die seltene Ehre zu schätzen.

„Viel Merkwürdiges haben wir gerade nicht hier,“ fing er dienstfertig an zu berichten, als der Kellner mit dem zweiten Glase erschienen war, dasselbe auf den Tisch gesetzt und gefüllt hatte, „Sternberg ist ein schläferiges Nest, und so lange es steht, hat sich nichts historisch Merkwürdiges allhier begeben. Es hat weder Monumente, noch Ruinen, noch sonstige Prachtbauten, und auch mit den Naturschönheiten in der Umgegend ist's dürftig genug bestellt!“

„Ei, ei!“ lächelte der Fremde, „sagen Sie das nicht! jeder Ort hat sein Interessantes, sein spezifisch Merkwürdiges, und wenn es die Kirche oder das Rathhaus, oder irgend ein edles Gebräu oder Fabrikat ist!“

„Ein hübsches Kirchlein haben wir wohl,“ meinte Platterheim nachdenklich, „aber das Rathhaus bietet auch nicht das allergeringste Interessante dar. Daran ist unser Bürgermeister schuld. Sie glauben gar nicht, was das für eine prosaische, nüchterne Natur ist, er hält es mit dem Fortschritt und läßt die Vergangenheit begraben sein.“

„Nun, dies — sollte ich meinen — muß doch auch ein Vortheil für das Städtchen sein!“

„Wie man's nimmt, lieber Herr! ich bin der Ansicht, so ein altes verrostetes Ruchschwert aus der Zeit Karls des Großen, ein paar Folterwerkzeuge, Pickelhauben und Panzerfetzen aus der Ritterzeit hätte man wohl ankaufen und im Rathhause aufhängen können, damit auch die Wißbegierde der Fremden befriedigt wird, welche unser Städtchen besuchen!“

„Ihr seid ein Tausendsassa!“ lachte der Gast, „ei, ei! wenn der Herr Bürgermeister nicht so vernünftig wär', ein solch verhängliches Manöver sein bleiben zu lassen, wie

mancher hochgelehrte Professor würde im Anschauen solcher alten, wunderbaren Herrlichkeiten den Spleen kriegen!“

Der Wirth lachte. Er befand sich in der besten Laune. Der Gast füllte die Gläser von Neuem und diese klangen hell zusammen.

„Da will ich mich denn auch nicht lange hier aufhalten,“ fuhr der Fremde fort, indem er hastig sein Glas hinunterstürzte; „denn bei mir ist der Zweck des Reisens lediglich der, möglichst viel Neues zu sehen und viel zu erfahren, vor allen Dingen Land und Leute kennen zu lernen, bin gar sehr für merkwürdige Dinge und merkwürdige Menschen, viel Zeit dazu hab' ich auch nicht. Bin Stadtgerichtsaktuar und hab' nur vierzehn Tage Urlaub und die Zeit vergeht wie der Blitz! ein Tag ist immer hin, bevor man ihn wahrgenommen hat! indessen denk' ich morgen das Gebirge zu erreichen.“

„Merkwürdige Dinge und merkwürdige Menschen,“ wiederholte der Wirth, indem er sinnend durch das Fenster starrte, „ja, einen merkwürdigen Menschen könnte ich Ihnen allenfalls zeigen, so ein Stück Sonderling! ein Original!“

„Bitte, bitte!“ rief der Fremde, indem er dem Sprecher ermunternd zunickte, „die Originale und Sonderlinge werden immer seltener. Das macht der Materialismus des Jahrhunderts! umsomehr freut man sich, wenn man so einen alten Repräsentanten der guten alten Zeit noch einmal auftauchen sieht!“

„Der Mann, den ich Ihnen zeigen will,“ fuhr der Wirth fort, „ist ausschließlich hinsichtlich seines Geizes und seiner Habsucht interessant. Denken Sie sich einen alten sechzigjährigen Geizhals im Besitz einer Summe von sechzigtausend Thalern, dabei dürr wie eine Hopfenstange, bleich und mager und hinfällig — kurz ein wandelndes Gerippe! Der dabei in seinen alten Tagen wie ein Karrengaul arbeitet, sich nicht einen Trunk Bier, nicht ein Stückchen Fleisch gönnt, es sei denn, daß er's geschenkt bekäme — der ferner, wie man sagt, auf einem Bündel Stroh schläft, das er alljährlich zur Erntezeit stiehlt, im Winter in einem ungeheizten Zimmer sitzt, Abends kein Licht brennt und in dessen Behausung Bürste und Seife ganz unbekannte Dinge sind, und Sie haben das Non plus ultra eines echten Sonderlings!“

„Nein!“ lächelte der Fremde, „das ist kein Sonderling, das ist ein Narr! Aber ich möchte doch diesen Narren kennen lernen!“

„Geben Sie Acht!“ erwiderte Platterheim, indem er aufstand und die Klingel zog. „Ich werde sogleich den Kellner beauftragen, ihn herzuschicken. Es ist nur schade, daß wir keinen besonderen Auftrag für ihn haben, aber gleichviel, er mag das Geschirr in die Küche tragen. Er hilft nämlich in meinem Hause, wenn gerade viel zu schaffen ist und der Hausknecht allein nicht fertig wird. Ich muß bemerken, daß ich auch Land und Vieh habe, was abgewartet sein will. Da braucht man Leute!“

„Natürlich, natürlich!“ bestätigte der Gast, indem er sein Cigarren-Gtui öffnete und es dem Wirth offerirte.

Der Kellner erschien.

„Schicken Sie doch rasch zu dem Kappel. Er möchte einmal sogleich hierher kommen!“ befahl Platterheim.

„Der ist gerade unten,“ versicherte der Kellner. „Er

hat erfahren, daß Friedrich sich heute Abend einen Eierkuchen backen will. Da hat er sich erboten, noch einige Scheite Holz klein zu machen."

Platterheim sah seinen Gast lächelnd an, wobei er mit den Augen zwinkerte, als wollte er fragen: „Nun, hatte ich nicht recht?"

Wenige Minuten, nachdem der Kellner das Zimmer verlassen hatte, polterten schwere Tritte die Treppe herauf. Es klang, wie wenn eine überaus schwerfällige Person sich in groben Holzschuhen näherte. Gleich darauf ging die Thür auf und die hinfällige, gebückte Person des Geizhalses erschien auf der Schwelle.

Schon das Gesicht dieses Mannes machte einen unheimlichen Eindruck. Die schmalen, dünnen Lippen, die eingefallenen Wangen, die raubvogelartige Nase, die tief liegenden Augen, alles dies hatte etwas Gespenstiges. Er trug die enganschließenden ledernen Beinkleider in wollenen Strümpfen, welche ihm bis an die Kniee reichten und ein schmutziges, zerrissenes Aussehen hatten, als wären sie ihm im Leben nicht von den Beinen gekommen. Eine grobe, leinene Jacke bedeckte den Oberkörper und ein baumwollenes Halstuch schlotterte um seinen Hals.

„Guten Abend, meine Herren!“ grüßte er in fröhlichem Tone, „haben sehr schönes Wetter heute, ein sehr angenehmer, erfrischender Abend!“

„Rappel!“ nahm der Wirth das Wort, „Ihr könnt zuerst das Geschirr heruntertragen, und nachher — dann hab' ich auch noch etwas für Euch. Ich will noch eine Kasten Holz hineinfahren lassen. Ihr könnt Friedrich nach dem Forst begleiten und aufladen helfen!“

„Schön, schön!“ grinste Rappel und zeigte dabei die stumpfen gelben Zähne. „Der alte Rappel ist immer bereit, zu arbeiten, Herr Platterheim!“

Er setzte nach diesen Worten das Geschirr vorsichtig auf den Präsentirteller und stampfte so schwerfällig, wie er gekommen, zur Thür hinaus.

Mit lebhaftem Interesse war der Fremde jeder Bewegung des Geizhalses gefolgt.

„Nicht wahr,“ meinte der Wirth lächelnd, „man sieht's ihm nicht an?“

„Nein!“ bestätigte der Gast, „die sechszigtausend Thaler sehe ich ihm nicht an, und wenn ich zwei Mikroskope vor den Augen hätte.“

„Aber er hat sie,“ versicherte der Wirth in ernsthaftem Tone, „er hat sie, eher mehr, als weniger, und was das Sonderbarste an der Sache ist, er hat sie baar im Kasten liegen, und zwar in Gold!“

„Das ist nicht möglich!“ rief der Zuhörer und schnellte von seinem Sitze auf, „wenn das wahr ist, so ist er der originellste Narr des Jahrhunderts!“

„Das dürfte die treffendste Bezeichnung sein!“ nickte Platterheim.

Der Fremde schwieg einige Minuten lang. Es war, als müsse er diese merkwürdige Mittheilung erst innerlich verarbeiten, ehe er seine Ansicht darüber kundgab.

„Sechszigtausend Thaler ohne einen Pfennig Zinsen todt im Kasten liegen zu haben in einer Zeit, in welcher

das baare Geld eine so außerordentliche Rolle spielt — und doch ein habgüchtiger Geizhals — es ist unmöglich!“

„Aber durchaus wahr!“ rief der Wirth. „Wenn Sie ihn freilich selber danach fragen, so wird er Ihnen ebenso einfach als sehr unart die Gegenfrage in's Gesicht schleudern, ob Sie verrückt seien. Er wird Ihnen vielleicht eine trostlose Geschichte erzählen, wie er durch schlechte Menschen um all sein bißchen Hab' und Gut gekommen sei, so daß er sich nun am Abend seines Lebens wacker plagen und abheken müsse, um das kärgliche tägliche Brod zu erwerben. Er wird Ihnen ferner von einer hübschen, liebenswürdigen Tochter erzählen, die er, da sie sein einziges Kind, sehr lieb habe und die er doch gewiß bei sich behalten und nicht bei fremden Leuten im Dienste lassen würde, wenn er's nur einigermaßen dazu hätte, und so weiter. Kurz, er wird alles Mögliche hervorsuchen, um Ihnen glauben zu machen, er sei noch ärmer als eine Kirchenmaus.“

„Ich begreife nur nicht, wie diese todte Lagerung des Kapitals sich mit seiner Habgucht verträgt!“

„O, sein Mißtrauen, seine Furcht vor jedem Risiko sind noch viel größer. Nicht einen Pfennig traut er sich auszugeben, aus Furcht, er könne ihn einbüßen. Wie oft habe ich ihm in der vernünftigsten Weise darüber Vorstellungen gemacht, — denn zu mir hat er noch das meiste Zutrauen, weil ich ihm täglich die Speise-Ueberreste aus meiner Küche und die Bierneigen schicke. Diese Ueberbleibsel bilden nämlich die einzige Nahrung, welche er seinem klappernden Leibe zu Gute kommen läßt. „Rappel“ — hab' ich zu ihm gesprochen — „Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Ihr habt Geld wie Heu, und es ist Unsinn, daß Ihr so geheimnißvoll mit Eurem Schatze thut, denn die ganze Stadt und die ganze Umgegend weiß davon. Aber Ihr solltet vernünftig sein. Was nützt Euch das Geld im Kasten? Borgt es aus zu wenigen, aber sicheren Zinsen. Kauft Staatspapiere oder gebt es auf Hypothek, aber laßt Euch die Zinsen nicht entgehen. Bedenkt, 60,000 Thaler — soviel habt Ihr nämlich allermindestens — geben dreitausend Thaler Zinsen jährlich. Zweitausend könnt Ihr davon zum Kapital schlagen, wenn Euch das Zusammenscharren nun einmal so ungeheurer Spaß macht, und mit den übrigen tausend Thalern könnt Ihr herrschaftlich leben, wie ein Graf, ohne nur einen Finger zu rühren. Verleiht Euch der Herr nur noch eine zehn Jahre das Leben, so bringt Ihr's leicht bis auf hunderttausend Thaler!“ Sehen Sie, so hab' ich zu ihm nicht einmal, nein, hundert Mal gesprochen, und ich will ein Narr heißen mein Leben lang, wenn ich jemals eine andere Antwort von dem alten Esel gekriegt habe, als die: „Ich weiß nicht, was Sie wollen, Herr Platterheim. Ich habe nicht einmal sechs Pfennige in meinem Vermögen, geschweige sechszigtausend Thaler; aber gesetzt den Fall, ich hätte sie, so würde ich sie keineswegs für lumpiges Papiergeld hingeben oder auf ein Grundstück stellen, das im Kriege oder durch Feuer vernichtet werden kann. Baar im Kasten, da ist's am sichersten. Da kann ich es jeden Tag ansehen und mich an seinem Glanz erfreuen, und das soll mir Keiner ausreden, Papier ist Papier und Gold ist Gold.““

„Gold ist Gold!“ murmelte der Reisende, „darin hat er vollkommen recht. Das Gold blendet das Auge und berauscht

das Herz. Wer weiß," fügte er laut hinzu, „ob Jemand den Genuß zu würdigen weiß, den dieser Mann beim Anblick seiner Schätze empfindet!"

„Einen gewissen Genuß wird er allerdings haben," meinte der Wirth nachdenklich, „denn er wechselt sich nur Goldstücke ein, funkelnagelneue Friedrichsd'ors und Dukaten. Leute, die in stiller Mitternacht heimlich zum Fenster hereinguckten, wollen ihn gesehen haben, wie er vor seinem alten wacklichten Tische saß und die blanken Münzen zählte. Es läßt sich begreifen, daß er diesen Anblick um Nichts in der Welt missen will."

„Hm!" meinte der Andere bedenklich, „ein Wunder aber doch, daß die Leute ihm bloß durch's Fenster und nicht auch in die Kiste gucken!"

„In unserem Städtchen kommt so etwas nur höchst selten vor," meinte Platterheim treuherzig. „Spitzbuben im großartigen Stile haben wir bei uns nicht. Freilich, wenn mancher berühmte Einbrecher in der Residenz Kunde von dem Schätze allhier hätte, — ich glaub' er würde die Kosten zu einer Reise hierher nicht scheuen."

Der Fremde schwieg. Es lag ein Zug eigenthümlichen Nachsinnens in dem schmalen blassen Antlitz. Er füllte mit dem Rest des Weines die Gläser von Neuem und bemerkte obenhin:

„Es wird bei alledem seine Schwierigkeiten haben. Wer im Besitz eines Vermögens von sechzigtausend Thalern ist, sorgt auch für die nöthige Sicherheit."

„Nun ja — nun ja!" bestätigte Platterheim, „die Kiste steht in seiner Schlafkammer. Das Fenster von dieser Kammer geht nach einem kleinen viereckigen Hof hinaus und ist mit starken Eisenstäben wohl vergittert. Die Thüren zu seiner Wohnung sind stets verschlossen und überdem durch schwere eiserne Querketten von der Außenwelt abgesperrt. Das weiß jedes Kind in der Stadt, und dadurch wird es dem Geizhals auch schwer gemacht, die Existenz seines Schatzes zu verleugnen!"

„Die Nachbarn und Hausgenossen wissen ja in solchen Fällen auch bald, wie die Sachen stehen und die sorgen schon dafür, daß es herum kommt!" warf der Fremde hin, indem er mit Mühe ein Gähnen zu unterdrücken schien.

„Nun, was das anbelangt, da könnt' schon Alles dunkel bleiben, was bei dem Rappel passiert. Bewohnt er doch sein kleines Häuschen ganz allein und dabei liegt es von aller Welt abgesperrt am Ende einer Gasse, die lediglich von Gartenzäunen gebildet wird. Ein sonderbares Bauwerk ist's übrigens, gerade so sonderlich, wie sein Bewohner. Es liegt unmittelbar hinter der alten Stadtmauer und zwar so, daß dieses alte Mauerwerk die Border-Facade bildet. Eine schwere eichene Bretterthür bildet den Eingang. Ein Paar vergrößerte Schießscharten mit Glasscheiben ausgefüllt, stellen die Fenster vor. Wenn man durch die Thüre eintritt, kommt man zuerst in einen halbdunklen viereckigen Raum mit alten wurmförmigen Möbeln ausgestattet. Von hier aus geht's in eine Kammer, die etwas heller ist. Eine Treppe führt nach dem Bodenraum. Der ziemlich unsaubere Hof mit seinen verfallenen Stallgebäuden lehnt sich an das Haus und hinter dem Hof befindet sich ein gänzlich verwilderter Gemüsegarten, aus welchem der schäbige Filtz alljährlich

einige Scheffel Kartoffel, Rüben und Kohllarten zieht, die er so theuer als möglich verkauft. Wenn Sie sich diese ruinenhafte Behausung einmal ansehen wollen, so haben Sie dazu noch heute Abend oder morgen früh die beste Gelegenheit. Sie brauchen nur bis an die erste Querstraße zu gehen und dann rechts abzubiegen. Sie kommen dann in die Königsstraße, welche Sie beinahe bis zum Thore verfolgen, und hier befindet sich linker Hand die Gasse, welche direkt auf das Haus zuführt."

„Ich danke schön," unterbrach der Fremde den redseligen Wirth, indem er eine abwehrende Bewegung mit der Rechten machte, „nein, nein! Euer Wein und Euer Geschichte sind mir zu Kopf gestiegen, denn beide haben einen starken Gehalt. Ich bin herzlich müde und will zufrieden sein, wenn ich mein Haupt auf die Kissen gebettet habe."

Er gähnte laut. Der Wirth erhob sich.

„Da will ich mir sofort Sorge tragen, daß das Bett in Ordnung gebracht wird," sagte er, „und nun wünsche ich dem Herrn eine ruhige Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Wirth! Apropos, das Fremdenbuch schicken Sie mir wohl noch heute herauf, nicht wahr?"

„Wie der Herr Geheimsekretair befehlen! Sonst hätt's auch Zeit bis morgen früh. Würde auch kein Hahn danach krähen, wenn's ganz unterblieb. Eine Nacht spielt ja keine Rolle im Leben eines Gastwirths."

„O, sagen Sie das nicht, eine Nacht spielt mitunter eine sehr verhängnißvolle Rolle im Leben eines Menschen," versetzte der Gast bedeutungsvoll.

„Mitunter ist's so, nun — Sie sollen das Fremdenbuch erhalten. Schreibzeug befindet sich dort auf dem Consolschrank."

Er schritt zur Thüre hinaus.

Wenige Minuten später erschien das Hausmädchen und legte das aufgeschlagene Fremdenbuch auf den Tisch. Während der Gast seinen Namen hineinmalte, beschäftigte sie sich mit dem Beziehen der Betten und verließ, damit zu Stande gekommen, gleichfalls das Zimmer.

Der Fremde blieb, als er sich nun allein sah, noch eine Zeit lang am Fenster stehen. Der Abend war vollständig hereingebrochen. Die Sterne glitzerten am Himmel und die Stadt lag verödet und in Dunkelheit gehüllt. Doch schien der Gast für die Außenwelt kein Interesse zu haben. Der starr nach Innen gerichtete Blick verrieth, daß sein Geist mit ganz anderen Dingen beschäftigt sei. Endlich schien es wie ein rascher Entschluß über ihn zu kommen. Er brannte sich eine frische Cigarre an, machte noch ein Paar Gänge durch das Zimmer und entledigte sich hurtig seiner Kleider, worauf er sich auf das Lager warf und nach wenigen Minuten fest einschlief.

Zweites Kapitel.

Die Sonne schien bereits hell in das Zimmer, als der Fremde erwachte und sich ankleidete. Sein Gesicht schien jetzt wesentlich von demjenigen unterschieden, welches er am Abend vorher gezeigt hatte. Die grauen Augen blickten strenge, beinahe finster vor sich hin. Das gestern ein klein

wenig lockig erschienene Haar schloß sich heute noch glatter an die Schläfe. Die gestern umgebogenen Vatermörder standen heute aufrecht. Ebenso verändert erschien der Reisende in Betreff seiner Kleidung. Statt des kurzen modischen Sommerrocks trug er einen langen schabigen Hausrock von schwarzem Tuch, dazu eine schwarzseidene Weste und ein weißes Halstuch.

Erst nachdem er mit einem langen Blick in den Spiegel seine äußere Erscheinung einer Musterung unterzogen hatte, klingelte er, worauf der Kellner mit dem Frühstück erschien.

„Sagen Sie dem Wirth, ich ließe um die Rechnung bitten,“ befahl er dem nicht wenig verblüfften Kellner, „aber der Wirth möchte selber kommen.“

Mit einem leisen Kopfschütteln entfernte sich der Diener und wenige Minuten später trat Platterheim, die Rechnung auf dem Präsentirteller, in würdiger Haltung ein.

Das unterwürfige Lächeln auf seinen Lippen erstarrte, als er des Gastes ansichtig wurde. War denn aus dem flotten, neu- und wißbegierigen Gerichtsbeamten über Nacht ein grämlicher pedantischer Schulmeister geworden?

Solch eine Haus toilette trug ja nicht einmal ein winziger Bureaudiener, geschweige denn ein wohlbestellter Aktuar aus dem residenzlichen Stadtgericht.

Der Fremde stand am Fenster und putzte mit einem buntseidenen Taschentuch die Gläser einer Brille. Seine kalten grauen Augen fixirten den verwundert dreinschauenden Wirth mit einem scharf prüfenden und herausfordernden Ausdruck.

„Hören Sie, Herr Wirth!“ begann er in feierlichem Tone, indem er bedächtig die Brille auf der Nase befestigte; „ich kann zu meinem Bedauern das Incognito doch nicht so ganz exakt ausführen, wie ich es mir im Anfang meiner Reise vorgenommen hatte. Die Sittenverderbniß und Gottlosigkeit nehmen überhand unter den Kindern der Welt. Der verirrtten Schäflein giebt es viele und die Pflichten meines Amtes erheischen es, nach den Wölfen zu fahnden, so da herumlaufen in Schafskleidern, um die Schuldlosen zu verführen und meine Ehre gebietet, Hirte und Hund zu kontrolliren, ob sie auch wacker sind und nicht des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott haben sollen. So habe ich nun die Bitte an Sie zu richten, mein würdiger Freund, mir offen und ehrlich zu sagen, wie es mit den kirchlichen Verhältnissen allhier im Städtchen bestellt ist? Sind Pfarrer und Schulmeister auf ihren Posten? Verkündet der Seelsorger das Wort Gottes lauter und rein und unverfälscht? Und ist der Schulmeister in jeder Beziehung das Echo des Seelenhirten? Wie? Sprechen Sie offen, mein würdiger Freund, denn Sie scheinen mir ein Mann von Bildung und gebiegener Gottesfurcht.“

Meister Platterheim war wie vom Donner gerührt und stierte den Sprecher mit offenem Munde an. Dieser fixirte über die Brille weg wiederum den Wirth mit dämonischen Blicken. Dazu hatte der Fremde sich in seiner ganzen Höhe aufgerichtet und die Arme in einander verschränkt. Er glich

einem jener fanatischen Priester der Vorzeit, die mit Feuer und Schwert Andersgläubige richten und zu bekehren strebten. Der Muschelwirth fühlte, daß es einen raschen Entschluß galt. Der Gast hatte von Incognito und von Amtspflichten gesprochen. Er war also jedenfalls trotz seines geringen Gepäcks und einfachen Anzuges ein höherer Geistlicher, wenn nicht gar Kultusminister.

„Es wird am besten sein, wenn ich die höchste Charge annehme,“ dachte der Muschelwirth, indem er den Oberkörper in eine tiefe Verbeugung zusammenknicken ließ und sein glattes Antlitz in devote Falten legte.

„Excellenz,“ stotterte er dann. „Der Herr Superintendent Niemeier allhier ist ein gar lieber vortrefflicher Herr, der es nicht fehlen läßt an Ermahnungen und guten Predigten, und die Schule ist, so viel ich davon verstehe, auch in Ordnung; denn die Lehrer sind gar gebildete junge Leute aus guten Familien von Erziehung und Charakter und ermahnen die Kindlein zur Frömmigkeit und gottseligem Wandel.“

„Nun — das freut mich, lieber Freund! das freut mich, da kann ich nun die Reise mit gutem Gewissen fortsetzen und meinem abgespannten geschwächten Körper die Segnungen der reinen und milden Gebirgsluft zu Theil werden lassen.“

Er hatte bei den letzten Worten einen Blick auf die Rechnung geworfen und zog nun eine schwere grünseidene Börse hervor, zwischen deren Maschen Platterheim einige Goldstücke funkeln zu sehen glaubte. Scheinbar gleichgiltig griff er hinein, nahm ein Zweithalerstück heraus und legte es in die Hand des Wirthes mit den Worten:

„Hier, mein würdiger Freund! was darüber, ist für Kellner und Hausknecht, aber nun bitte ich, schicken Sie mir auch einmal ihr Faktotum herauf, von dem Sie mir gestern Abend erzählten. Ich muß mit dem alten Manne ein ernstes Wort reden; und wenn er auf mich hört, soll er auch nicht zu kurz kommen.“

„Ja, der ist noch nicht unten,“ meinte Platterheim, über dessen Antlitz sich ein Zug von Verlegenheit zu verbreiten begann. „Es ist auch fraglich, ob er überhaupt heute kommt. Er hat dem Hausknecht gestern Abend noch Holz einfahren helfen und wird sich wohl heute ausruhen.“

„Dann will ich den alten Mann in seiner Wohnung auffuchen!“ sagte der Geistliche hartnäckig, „und Sie würden ein gutes Werk thun, wenn Sie die Güte haben wollten, mich zu begleiten, mein würdiger Freund!“

„Ich bin von Herzen gerne bereit, Ihnen zu dienen,“ gab Platterheim zurück, „es ist aber fraglich, ob der alte Sonderling uns einlassen wird.“

„Es kommt auf einen Versuch an,“ fuhr der Andere unerschütterlich fort, „zur Ehre Gottes muß er gewagt werden. Wenn wir einen verstockten Sünder auf den Pfad des Heils zurückführen können, wird größere Freude sein im Himmelreich, als wenn neunundneunzig Gerechte zusammen eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe machen!“

Der schöne Taddéo.

Erzählung nach authentischer Quelle.

In der Straße Saint Honoré zu Paris, in der Gegend, wo sie in Nähe des Louvre-Palastes ausläuft, oder wenn man von daher kommt, beginnt, befand sich zur Zeit, als die Ereignisse unserer Erzählung sich abwickelten, ein Komplex kleiner Häuser, welche unter dem Namen „das Grundstück d'Outrillard“ bekannt war. Der Marquis d'Outrillard, der Besitzer dieses Grundstücks, führte ein ziemlich einfaches Leben, nur zwei-, höchstens dreimal des Jahres ließ er sich bei Hofe sehen, obwohl das Hofleben unter König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich, der den Prunk über Alles liebte und seinen Hof in dieser Beziehung zum Muster für alle seine regierenden Zeitgenossen machte, für reiche Edelleute etwas sehr Anziehendes hatte, denn die Tage an Ludwig's Hofe flossen in Glanz, Festen und Lustbarkeiten aller Art so angenehm dahin, daß außerhalb dieser fröhlichen, des Daseins Lust so zu sagen bis auf die Nagelprobe auskostenden Hofreise die Welt schaal und unerquicklich erschien.

Marquis d'Outrillard war ein Herr, hart am Ausgange der fünfziger Lebensjahre, ein sehr hochgeachteter Mann, von dessen Gang zum einsamen Leben man sich erzählte, er begründete sich darin, daß seine Gemahlin ihn eines Tages plötzlich verlassen habe. In der That lebte er mehr als zwanzig Jahre lang in seinem bereits genannten großen Pariser Grundbesitz einsam, nur von einigen Dienern umgeben. Im Sommer machte er gewöhnlich eines seiner Güter im Departement de Loire zu seinem Aufenthalt für die Dauer einiger Monate und kehrte dann wieder nach der Hauptstadt zurück. Ein Freund der Wissenschaften und der schönen Künste, befand er sich in Paris allerdings im Mittelpunkt des geistigen Lebens. Gelehrte und Künstler erschienen zuweilen bei ihm zum Besuch und er verwendete viel von den Zinsen seines großen Vermögens zur Unterstützung aufblühender Künstlertalente. König Ludwig hatte es ihm einige Male an's Herz gelegt, mehr, als bisher, den Hof zu besuchen; Marquis d'Outrillard erklärte jedoch freimüthig, daß er sein abgeschlossenes Leben zu lieb gewonnen habe, um jezt noch eine Freude an einer Veränderung finden zu können. Er blieb also der Einsame oder der Einsiedler mitten in den hochbrandenden Lebenswogen der französischen Königsresidenz.

Sein Grundbesitz in der Straße Saint Honoré würde das Viertel eines kleinen Provinzstädtchens ausgemacht haben, hier in Paris fiel er nicht so besonders in's Auge. Er umfaßte wenigstens zwölf Gebäude, in einem Viereck stehend, in dessen Mitte ein wohlgepflegter Garten mit Springbrunnen, schönen Marmorgruppen, prächtigen Laubgängen und Rondels sich befand. Nur drei dieser Häuser standen in der Fronte der Rue Saint Honoré, zeichneten sich aber durch ihre Bauart als herrschaftliche Häuser aus; sie hatten das Aeußere kleiner Villen und wenn ihnen ein Schmuck fehlte, so war es der, daß sie unbewohnt waren.

Mit den Häusern ist es wie mit den Menschen, nur das in beiden pulsirende Leben giebt ihnen einen Werth. Leichen und unbewohnte Häuser haben für viele Leute etwas Unheimliches.

Marquis d'Outrillard bewohnte das mittlere dieser drei Gebäude, welches mit den beiden anderen zu seiner Rechten und Linken durch Aläden verbunden war. Die Wohnung dieses Herrn hatte ihre Fenster jedoch in den Garten hinaussehend, die vorderen Zimmer waren geschlossen und ihre Fenster wurden nur einige Male im Jahre für die Dauer der Stunden eines Tages geöffnet, um dann wieder auf mehrere Monate lang verschlossen zu bleiben. Das schöne Portal dieses Mittelgebäudes, dessen große eichene Thür kostbare Schnitzereien zeigte, blieb jedoch stets zu. Der Eingang von der Straße Saint Honoré geschah lediglich durch einen großen Thorweg zwischen dem Mittelgebäude und dem zur rechten Hand stehenden. In der Regel war nur eine neben diesem Thorwege angebrachte Pforte zum Passiren Derjenigen gangbar, mit denen der Marquis verkehrte oder seine Diensteute ein- und ausgingen.

Die übrigen neun Häuser, welche auf dem Grund und Boden dieses reichen Herrn standen, bildeten die Fronten der beiden kleinen Gassen Saint Nicolas und erstreckten sich eine bedeutende Strecke hinein in das Gewirr jener Menge kleiner bürgerlicher Häuser, welches damals sich zwischen dem kaum vollendeten Tuilerienschlusse und dem Louvre-Palais ausbreitete.

Napoleon der Erste, um den jetzigen großen Karoussellplatz zu schaffen, ließ eine Menge dieser durcheinander stehenden Gebäude abbrechen, und so verschwand das Alte, Unschöne, vor dem Gebote der Neuzeit.

Es war zur Abendzeit im Frühjahr, als an der erwähnten, neben dem Thorwege befindlichen Pforte zwei Diener des Marquis und eine Frau im Gespräche mit einander standen. Der Abend war milde genug, um ein Plauderstündchen zu begünstigen, und es mußte etwas sehr Wichtiges und Geheimnißvolles sein, was diese drei Personen zusammen verhandelten, denn sie sprachen mit so gedämpfter Stimme, daß eben nur sie allein sich gegenseitig verstehen konnten.

„Woher wollen Sie das so genau wissen, Herr Mathieu?“ fragte die Frau, den Kopf ungläubig schüttelnd.

„Das klingt ja fast, als ob Sie, Madame Lalotte, mich für einen Aufschneider ansähen?“ entgegnete Mathieu. „Bis jezt glaube ich Ihnen noch niemals Ursache gegeben zu haben, mich für einen Lügner zu halten.“

„Nun, nun, mein lieber Herr Mathieu, seien Sie nicht gleich so empfindlich . . . Die Frage von mir war nicht so böse gemeint. Sie können doch nicht übel deuten, daß man, weil die Geschichte, die Sie uns eben erzählten, gar

zu kurios klingt, auch zu wissen verlangt, ob sie wirklich so vor sich gegangen ist."

"Nun, da kommt Herr Laborde, mein Herr Pathe, der ist bereits dreißig Jahre bei dem Herrn Marquis in Dienst und kennt jenen Vorgang genau, welcher damals zur Ursache der Trennung unseres Herrn von seiner Gemahlin wurde. Sie können es gleich von ihm selber hören."

"Aber, Herr Mathieu, Sie werden doch nicht so kess sein, den Herrn Haushofmeister zu fragen? Er wird Sie schon ablaufen lassen."

"Das ist meine Sache, Madame Lalotte. Lassen Sie mich nur . . . ich weiß ihn schon zu fassen."

"Das ist ein sehr dreister Versuch des Herrn Mathieu," bemerkte die Frau gegen den anderen Livreebdiener, welcher bisher auf der Pfortenschwelle gestanden und mehr auf die Straße hinausgesehen hatte, als sich bei dem zwischen seinem Kameraden Mathieu und Madame Lalotte in Rede stehenden Gesprächsgegenstand betheiligt zu haben. "Was muß Herr Laborde von mir denken, daß ich mich unterfange, mich über Dinge unterrichten lassen zu wollen, die mich doch eigentlich ganz und gar nichts angehen!"

"Lassen Sie sich das nicht so sehr zu Herzen gehen, Madame," entgegnete Jener. "Mathieu ist ein Pfiffkopf und weiß Herrn Laborde, der, unter uns gesagt, zuweilen etwas Aehnliches mit Enten hat, die bekanntlich gern schnattern, in den Fluß zu bringen, ich meine, in den Redefluß. Zudem ist Herr Mathieu auch ein Landsmann von Herrn Laborde, der noch obendrein sein Herr Pathe ist und vor zwölf Jahren ihn in unser Haus hier brachte. Das zieht, Madame, glauben Sie mir das, ich kenne meine Leute. Uebrigens muß ich meinem Kamerad Mathieu nachrühmen, daß er von dieser Verwandtschaft mit Herrn Laborde, unserem Haushofmeister, keinen Gebrauch zu unserem, seiner Kameraden, Nachtheil macht. Mathieu ist ein durch und durch ehrlicher Mensch."

Der so hinter seinem Rücken Gelobte war unterdeß dem Haushofmeister, seinem aus der vom Mittelgebäude herführenden Arkade kommenden Herrn Pathen, entgegen gegangen und hatte mit ihm gesprochen. Jetzt hörten ihn die beiden an der Pforte Stehenden laut sagen:

"Ich glaube gewiß nicht, mich in einem Irrthume zu befinden, wenn ich behaupte, es sei die heilige Pflicht eines Mannes von solcher Distinktion, wie Sie, Herr Pathe, einer in diesem vornehmen Hause sind, auf den der Herr Marquis sich wie auf sich selbst verläßt, grundlose und dumme Gerüchte über unseren guten Herrn durch eine ruhige, einfache Erzählung dessen, was den Herrn Marquis so unglücklich gemacht hat, zu zerstreuen. Madame Lalotte, unsere neue Wäscherin, hat eine Menge solcher albernen Zeug gehört, daß es wirklich sehr angebracht wäre, ihr darüber ein Licht aufzustecken. Wer könnte das besser und mit aller Wahrhaftigkeit, als Sie, Herr Pathe, der alles das, was seit dreißig Jahren in diesem vornehmen Hause geschehen ist, mit erlebt hat!"

"Freilich, freilich, Du hast vollkommen recht, Mathieu, das kommt mir von Gottes und Rechtes wegen zu," nälste der Haushofmeister, ein wohlbeleibter Herr, welcher in seinen Manieren etwas Hocharistokratisches wies, was er sich

durch den vieljährigen Umgang mit seinem Herrn zu eigen gemacht hatte. "Es ist ebensoviel, als wäre ich des Herrn Marquis Sekundant, der die Verpflichtung auf sich hat, jeden heimtückisch auf ihn einspringenden Feind ihm vom Leibe zu halten."

"Wie schön Sie das ausdrücken, Herr Pathe!" rief Mathieu bewundernd. "Daran hätte ich im Leben nicht gedacht, obwohl ich es gewiß gut meine. Unser Einer ist noch weit in der Noblesse zurück."

"Märchen Du! 's wird schon werden, richte Dich nur immer nach mir," redete Herr Laborde sehr gütig, ihn in die fleischigen Wangen kneisend. Dann schritt er auf Madame Lalotte zu und sprach würdevoll: "Madame! mein Pathe Mathieu hat mir mitgetheilt, außerhalb dieses Hauses erginge man sich in allerlei albernen Geschichten über unseren gütigen Herrn Marquis. Ich fühle mich berufen, solches Geschwätz wenigstens in Ihren Augen auf das zurückzuführen, was es ist, auf das Nichts elender, ja böswilliger Fabeln. Dadurch, daß Sie die Wäsche unseres Hauses übernommen haben, zählen Sie gleichsam mit zu Denen, die hier angestellt sind, und ich finde es geboten, Sie von dem Ungrund zu überzeugen, auf welchen diese Erfindungen beruhen."

"O, Herr Laborde — —"

"Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben nichts zu thun, als ruhig zuzuhören."

Madame Lalotte verbeugte sich schweigend vor diesem sehr würdigen ersten Diener des Hauses.

Nach einer Weile hob Herr Laborde an:

"Ich bin dreißig Jahre beim Herrn Marquis und war Zeuge, wie glücklich er sich fühlte, als ihm die Richte des hier am Hofe akkreditirten spanischen Gesandten, Donna Inez de Mandosa, die Hand am Altare reichte. Es war eine bildschöne Dame und der Herr Marquis, obwohl er sonst nicht viel auf das Leben in Sauss und Brauss gehalten hatte, gab ihr zu Ehren Feste und versammelte die Adelswelt in den glänzendsten Zirkeln in seinem Hause. Damals war er ein Fünfunddreißiger und noch ein sehr rüstiger Herr. Einem seiner weitläufigen Verwandten, Jacques von Monterrot, ein junger Kavaller, der wenig zu beißen und zu brechen hatte, nahm er ganz zu sich und brachte ihn bei Hofe an. Dieser Herr Jacques gefiel mir wenig, seine Manieren waren wohl sehr fein, aber ich traute ihm nichts Gutes zu. Es lag etwas in seiner Art, das ich nicht gut heißen konnte; dem Herrn Marquis gegenüber schien er gar keinen Willen zu haben, so bescheiden und lammfromm that er, indeß was hat unser Einer für Recht, seine Meinung über ein vom Herrn des Hauses so sehr gehätschtes Mitglied seiner Familie zu äußern. Man schweigt, und das ist das Beste."

"Ja, das Schweigen ist eine große Tugend, hat der Herr Pathe mir oft erklärt," bemerkte Mathieu vorlaut.

"So übe sie jetzt, damit ich sehe, daß meine Lehren bei Dir nicht auf unfruchtbaren Boden fallen," entgegnete Herr Laborde mit einem strafenden Blick auf ihn. Dann redete er weiter:

"Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß Herr von Monterrot eine Leidenschaft für unsere Frau Marquise gefaßt zu haben schien und das Einzige, was mich tröstete,

war, daß diese ihn ohne jegliche besondere Auszeichnung behandelt, das heißt, sie beachtete ihn nicht mehr, als es der Anstand verlangte. Ich war seelenfroh, als dieser junge Kavaliere im Verlaufe der Zeit nur besuchsweise noch in unser Haus kam. Er machte später in Seiner Majestät Gefolge eine Tour durch Frankreich, und da er es prächtig verstand, sich in alle Launen und in alle Heimlichkeiten des erhabenen Herrn zu schmiegen, so wurde er bald zum Kammerherrn ernannt und übernahm mehrere geheime Missionen an auswärtige Höfe, die ihn über Jahr und Tag von Paris fernhielten. Während dieser Zeit war das Glück in unser Haus gekommen, die Frau Marquise genas eines Söhnleins und der Herr Marquis jubelte in dem Entzücken, Vater zu sein."

"Da kann ich mir unseren gültigen Herrn vorstellen," warf Mathieu ein.

"Schwäger, Du!" bemerkte sein Herr Pathe etwas indignirt.

"O, bitte, Herr Haushofmeister, lassen Sie diesen Einwurf Ihres Pathen keine Ursache sein, in Ihrer interessanten Erzählung fortzufahren," sprach Madame Lalotte. "Sie wissen das Alles, obgleich es schon lange her ist, so ruhig zu erzählen, daß man denken sollte, man erlebe es gerade jetzt im Augenblicke."

"Nun, nun, meine gute Madame Lalotte, das will ich an mir nicht als Vorzug angesehen wissen, sondern nur als Folge des hochgebildeten Umganges, den ich zu genießen die Ehre habe, ich meine von Seiten des Marquis und der gelehrten Herren, die ihn besuchen."

Nach dieser, seine große Bescheidenheit verrathenden Antwort wendete er sich an Mathieu und sprach sehr ernst:

"Keine Unterbrechung mehr! Ich verbitte mir das, sonst gehe liebe anderswohin, wenn Du den Mund nicht halten kannst."

"Werde mich mäuschenstill verhalten, Herr Pathe."

"Ich hoffe es."

Nach einigem Räuspern erzählte Laborde weiter:

"Der so hoch in königlicher Gunst stehende Kammerherr kam zurück und ward mit großer Freude vom Herrn Marquis aufgenommen, weil er dessen schnelle Beförderung wie eine ihm selbst erzeugte Ehre ansah. Freilich verlautete auch, daß dieser junge Herr ein leidenschaftlicher Spieler sei, indeß der Herr Marquis sah in seiner Herzensgüte dies Laster für eine noble Passion an und ich weiß es, daß er ihm mit dreißigtausend Lires unter die Arme griff."

"Dreißigtausend . . ."

"Verfallen Sie nicht in denselben Fehler, wie Pathe Mathieu, Madame Lalotte," warnte der Haushofmeister, und Mathieu sagte, mit den Fingern schnalzend:

"Es ist mir sehr lieb, daß ich es nicht war, der den Mund aufthat, um Sie, Herr Pathe, zu unterbrechen."

"Schweig!" befahl Jener erzürnt. "Du begehst eine Dummheit nach der anderen, ich weiß das schon."

"Auch nicht übel, jetzt kommt es auf mich," brummte der junge Diener des Hauses.

Der würdige Haushofmeister ließ eine kleine Weile verstreichen, in der er die nöthige Fassung gewann, dann

knüpfte er den Faden seiner unterbrochenen Erzählung folgendermaßen wieder an:

"Es wird erklärlich erscheinen, daß ein Diener, dem das Glück und die Zufriedenheit seiner Herrschaft nicht gleichgiltig sind, auf Alles das achtet, was diese stört. Ich bemerkte an dem Herrn Marquis Spuren eines mühsam verhehlten Kammers, stundenlang saß er oft vor sich hinstarrend und wies sich sehr traurig, auch seine Gemahlin konnte kaum einen Gram verbergen. Was war das? Mit Schreck erkannte ich, daß etwas zwischen ihnen vorgegangen sein müsse, das aber trotz allem Nachdenken mir verborgen blieb. Eine Spur fand ich indeß doch. Der Herr Marquis, sonst so überaus glücklich, wenn die Wärterin mit seinem Söhnchen, das nun schon in den ersten Gehübungen begriffen war, in den Vormittagsstunden zu ihm eintrat, gab mir Befehl, für's Künftige die Person abzuweisen. „Wie? höre ich denn recht, der gnädige Herr Marquis wollen Ihren eigenen Sohn nicht sehen?“ fragte ich erstaunt. — „Nein, nein, nein! ich will nicht . . . es ist nicht mein Kind,“ antwortete er, am ganzen Körper vor Aufregung zitternd. Mein Schreck brachte ihn bald zur Besonnenheit. „Schweigen Sie darüber, Laborde; es ist ein großes Unglück, wenn man die Seligkeit des Vertrauens verliert . . . das ist mir geschehen, ich bin sehr elend geworden . . . schweigen Sie davon!“ Natürlich mußte ich schweigen, ich wußte ja von dem ganzen Geheimniß nichts. So ging es eine lange Zeit, der Herr Marquis und seine Frau hielten sich fern von einander, vor der Welt aber verbargen Sie das, was sie schied, unter den freundlichen, heiteren Umgangston, wie er unter vornehmen Leuten üblich ist. Eines Tages hatte der Marquis Gäste zu einem Frühstück zu sich gebeten, der Kammerherr von Monterrot war ebenfalls anwesend. Man trank viel spanischen Wein und der erfaßte seine Opfer gehörig. Auch der Kammerherr mußte in ein abgelegenes Zimmer gebracht werden. Der Herr Marquis allein hatte wenig genossen, er schien etwas vorzuhaben. Was? wer wußte es! Eine Stunde später sah ich ihn nicht mehr im Salon, suchte ihn und der Zufall führte mich an der Thür des Zimmers vorüber, in das man Herrn Jacques von Monterrot gebracht. Zu meinem größten Erstaunen hörte ich Beide zusammen sprechen. — „Und das willst Du beschwören, Jacques?“ hörte ich den Herrn Marquis fragen. — „Warum nicht?“ entgegnete dieser in dem lustigen Tone, wie Berauschte ihn zu haben pflegen. „Das Weib ist hübsch, hat heißes, spanisches Blut, und ich bin jung, man wird es natürlich finden, daß ich mich nicht weigerte, ein Liebesromänchen ganz insgeheim mit ihr anzuspinnen. Ihnen hat der Spaß zu einem Erben verholfen und . . .“ Ein lauter Aufschrei meines Herrn erfolgte, wie sinnlos stürzte er aus dem Zimmer, ohne mich zu sehen, an mir vorüber. Ich eilte ihm nach in sein Wohnzimmer, dort brach er zusammen. Ein wüthendes Fieber schien seinem Leben ein Ende machen zu wollen. Mehrere Wochen lag er stumpfsinnig darnieder, dann gelang es dem Arzt, das rechte Mittel zu seiner Wiederherstellung zu finden. Eine Baderkur sollte ihn wieder kräftigen. Er nahm keinen Abschied von seiner Gemahlin und seinem Söhnchen. Als wir nach zwei Monaten nach Paris zurückkehrten, war von einem der ersten Advokaten

unter dem Siegel des Geheimnisses Alles geordnet, die Marquise mit ihrem kleinen Julien nach Spanien abgereift. Die Ehe war selbstwillig geschieden, ohne daß es eines gerichtlichen Ausspruches bedurft hätte. Seit der Zeit, und das sind zwei und zwanzig Jahre, ist keine Versöhnung erfolgt, sie korrespondiren nicht einmal mit einander.“

„Das ist ja schrecklich!“ rief Madame Valotte. „Und halten Sie, Herr Laborde, die Frau Marquise wirklich für schuldig?“

Der würdige Haushofmeister vermied es, in so heikler Angelegenheit ein entscheidendes Urtheil abzugeben; er zuckte bedeutend mit den Achseln und wollte sich eben zu einer Erklärung der Unmöglichkeit, überhaupt in solcher Sache sich auszusprechen, anschicken, als aus der Richtung von der Kirche Sanct Roche her ein helles Geschrei vieler Stimmen: „Haltet ihn fest! Werfet den Schuft nieder!“ ihnen in die Ohren drang.

„Mein Himmel, was sind das für schlechte Zeiten! man ist auf den Gassen seines Lebens nicht mehr sicher,“ klagte Madame Valotte; aber Niemand hatte dafür ein Ohr, denn die Augen der bei ihr Stehenden waren zu sehr in Anspruch genommen von dem sich in rasender Eile entwickelnden tumultösen Vorgange.

Der Verfolgte, welcher einen Mantel, der ihm, in der Hast des Laufens losgenestelt, von den Schultern gerutscht, aber am Rocke auf dem Rücken sich festgehaft hatte, hinter sich herschleifend, einen bloßen Degen in der Hand, der ihm nachbrüllenden Meute zu entgehen suchte, wurde unweit der Pforte von einem der Nachsehenden ereilt, der ihn mit starker Faust im Nacken packte, jedoch durch einen von Jenem gut geführten, ihm unter die Rippen eindringenden Degenstoß neben ihm zusammenstürzte. Die Uebrigen waren indeß ebenfalls zur Stelle gelangt, und ohne Zweifel würde der schnell umringte Flüchtling unter ihren Waffen gefallen sein, wenn nicht rechtzeitig der Mantel, der ihm das Entkommen so bedeutend erschwerte, ihm vom Rücken gewaltsam herabgerissen worden wäre. Dadurch fühlte er sich von diesem verderblichen Hindernisse frei. Sein Degen schwirrte in saufender Schnelligkeit um ihn her, mehrere gleichzeitig erschallende Aufschreie bezeugten, daß einige seiner Feinde getroffen worden waren, die anderen sprangen zur Seite und mit ein paar mächtigen Säben stürmte der wieder die Freiheit vor sich Sehende gerade auf die Pforte des d'Outrillard'schen Grundstückes los.

Der würdige Haushofmeister, der nebst Madame Valotte allein die Breite der Oeffnung einnahm, fiel, niedergedrückt von dem Hereinstürmenden, zu Boden, Madame Valotte taumelte ein gutes Stück rückwärts; Mathieu und sein Kamerad hatten gleiches Geschick und der dem Flüchtigen sofort sich nachdrängende Troß seiner Verfolger stürzte unaufhaltsam, wie eine plötzliche Sündfluth, durch den auf diese Weise freigewordenen Eingang mit dem Geschrei: „Laßt

den Mörder nicht entkommen! stoßt ihn nieder!“ Sie erreichten den Verfolgten, als er eben in des herrschaftlichen Gartens Hintergrund — er schien die Vertikalität genau zu kennen — über ein Spalier, das diesen von dem anderen Theile des Grundstückes schied, hinweg sich schwingen wollte.

Unterdeß hatte Mathieu seinem Herrn Pathen, welcher sehr merkbare Fußtritte in der seiner Würde so wenig entsprechenden Situation empfangen, emporgeholfen, und Herr Laborde seufzte kläglich:

„Sie haben recht, Madame Valotte . . . was sind das für schlechte Zeiten! und wie werde ich aussehen!“

Aus dem Garten drang ein wüstes Geschrei, und in dies mischte sich auf der Gasse, wo sich eine Menge Leute versammelt hatten, der mehrstimmige Ruf: „Die Schaarwache rückt an! Platz für die Schaarwache!“

An zehn Mann stark rückten diese Sicherheitswächter an, die Pforte wurde von vier derselben besetzt; an Stelle Herrn Laborde's, welcher durch das ihm widerfahrene Unglück ganz zerknirscht war, erklärte Mathieu der Mannschaft der Schaarwache in Kürze den Vorgang. Ehe eine Viertelstunde verging, war der Garten leer von den Eindringlingen, deren größten Theil man einfach hinausjagte, weil man sich nur mit Einigen begnügte, welche von der Schaarwache mitgenommen wurden.

So fand denn eine baldige Wiederherstellung der Ruhe statt, das tiefere Dunkel hüllte die Straße ein, im d'Outrillard'schen Grundstück, dessen Pforte fest geschlossen war, herrschte Stille. Herr Laborde befand sich umgekleidet, denn die Bekanntschaft mit dem Boden und die Sohlen der Eindringenden hatten seinen äußeren Menschen sehr übel zugerichtet, beim Marquis, welcher ihm die strenge Weisung gab, künftig zur Abendzeit die Pforte fest gesperret zu halten und nur auf einige Augenblicke für den Fall, daß Jemand hinausgehe, zu öffnen.

Ein leises Klopfen an die Zimmerthür deutete an, daß einer der Diener eine wichtige, keinen Aufschub leidende Meldung zu machen habe.

„Fragen Sie, was man will!“ befahl der Marquis.

Herr Laborde prallte erschrocken zurück, als er, die Thür geöffnet, seinen Pathen Mathieu und den Gärtner vor sich stehen sah.

„Sehen Sie denn Geister, Laborde?“ fragte der Marquis unmutig, selbst zur Thüre gehend. „Wie? Mathieu und Corbinac, der Gärtner?“ rief er. „Was soll's?“

„Habe dem Herrn Marquis unterthänigst zu melden, daß vom Pavillon aus, als ich vor einigen Minuten, wie ich das oft thue und es heute für ganz besonders passend gehalten habe, den Garten visitirte, mir ein Gestöhne in's Ohr drang. Mit meiner brennenden Laterne eintretend, fand ich einen in seinem Blute liegenden Mann vor, der erbärmlich winfelt,“ referirte der Gärtner. „Wollte mir deshalb Verhaltungsbeefehle erbitten.“

Flaudereien am Kamin.

Badebekanntschaften.

Graf X . . . und seine junge Frau verlebten eine ganze Saison im Bade Y . . . Dort trafen sie einen ihrer Bekannten, den Marquis Z . . ., der ihnen eine hübsche junge Dame als seine vor Kurzem ihm angetraute Gattin vorstellte. Da beide Paare im selben Gasthose wohnten und dieselben Gewohnheiten hatten, so waren sie bald eng verbündet. Man veranstaltete Ausflüge und Vergnügungsparthien. Binnen wenigen Tagen wurden die zwei Damen die besten Freundinnen der Welt und als sie sich endlich trennten, versprachen sich Gräfin X . . . und Marquise Z . . . einander in Paris recht oft zu sehen. — Vor einigen Tagen verließen Graf und Gräfin X . . . den Badeort, aus dem ihre Freunde schon früher abgereist waren und verbrachten auf der Durchreise nach einem Seebade zwei Tage in Paris. Trotz der Hitze nahmen sie eine Loge in einem Boulevardtheater und verbrachten in demselben den Abend. Wie groß aber war das Erstaunen der Gräfin, als sie bemerkte, daß die Darstellerin der Titelrolle ihre gute Freundin aus dem Bade Y. sei! Eine angestellte Nachforschung ergab, daß die angebliche Marquise niemand Anderes sei, als eine sehr beliebte Schauspielerin, die ihre Ferien in Begleitung eines ihrer Verehrer, eben des Marquis Z . . ., der sie für seine Frau ausgab, verlebt hatte. Die Gräfin war wüthend, und sagte zu ihrem Gatten als sie das Theater verließen: „Wie haben wir nur glauben können, daß Beide mit einander verheirathet seien?“ — „Das war nicht wunderbar,“ antwortete der Graf, „sahen wir sie doch den ganzen Tag mit einander streiten!“

Vor einigen Tagen versüßte sich in Paris ein Theater-schriftsteller, der gehört hatte, daß eines der Theater einen neuen Direktor habe, in dasselbe, das Manuscript eines fünf-actigen Dramas in der Tasche. Er wurde in das Cabinet des Direktors geführt und fand vor dem Pulte einen sehr liebenswürdigen Herrn, der ihn mit lebhafter Herzlichkeit empfing. Man tauschte einige Höflichkeiten aus, dann zog der Schriftsteller sein Manuscript hervor und erbot sich, es dem Herrn vorzulesen. — „Mit dem größten Vergnügen“, sagte dieser. Unser Freund las also das Ding vor und während der Lesung gab der freundliche Herr unausgesetzt Zeichen der größten Befriedigung. Als die Lectüre zu Ende war, beglückwünschte er den Verfasser auf das wärmste. „Das ist reizend, ist vortrefflich“, sagte er. „Das Werk ist voll bewegender und starker Situationen. Es wird seine hundert Vorstellungen erleben.“ — „Sie nehmen also das Stück an?“ fragte der Schriftsteller. — „Entschuldigen Sie“, rief der Herr, „aber die Annahme von Stücken gehört nicht in meinen Geschäftsbereich. Ich bin nicht der Direktor des Theaters.“ — „Wer sind Sie denn?“ — „Der Concurs-massenverwalter der vorigen Direction.“

Aus einer fröhlichen Trintgesellschaft ging Herr v. X. um Mitternacht seiner Wohnung zu. Man hatte wacker gezecht, und als er an die freie Luft kam, verspürte er erst die volle Ladung, die er inne hatte. Er taumelte einige Schritte fort, da sich aber Alles um ihn im Kreise zu drehen schien, so blieb er stehen, zog seinen Hausschlüssel aus der Tasche und drehte ihn unaufhörlich in der Hand herum. Während Dieses vorging, kam der Nachtwächter herbei und erschrak nicht wenig, als er im Mondschein die

Gestalt mit dem Schlüssel erblickte. Nach dem ersten Schrecken faßte er aber Muth und rief mit barscher Stimme: „Was machen sie da, Herr?“ — „Freundchen,“ lallte der Herr v. X., „ich habe einen herrlichen Spaß vor, die ganze Gasse geht in der Runde, und da warte ich hier, bis mein Haus kommt, um die Thür aufzuschließen.“

Ein fideles Gefängniß.

Im Galeeren-Gefängnisse Porta Ferraios auf der Insel Elba sind massenhafte Veruntreuungen und Mißbräuche vorgekommen. Der Direktor ward bedeutender Geldunterschlagungen angeklagt, und schon lange dauern die Prozeßverhandlungen, werden aber so ziemlich geheimnißvoll weiter geführt. Indessen erzählt man sich auf Straßen und Plätzen des Städtchens, daß der hohe Angestellte in großartigem Maßstabe seine Stellung zu den raffinirtesten Betrügereien benützt habe. Es ist nämlich den Gefangenen erlaubt, als Tagelöhner bei den Gutsbesitzern (stets von Aufsehern begleitet) zu arbeiten. Sie erhalten einen Franken täglich, der ihrem während der Strafzeit Erspartem beigelegt wird. Von diesen Tagelöhnen schrieb der Herr Direktor seit Jahren nur einen Theil den Sträflingen gut und behielt den Rest für sich. Die Klagen der Austrittenden, welche glaubten, viel größere Summen beanspruchen zu können, wurden einfach abgewiesen; wer glaubte wohl einem Galeeren-Sträfling dem Herrn Direktor gegenüber? Noch viel seltsamer klingt die zweite Art, sich Geld zu verschaffen: Zur Carnevalszeit finden im Casino der Stadt Maskenbälle statt. Der Direktor erlaubte nun einem Theil der Gefangenen, maskirt hinzugehen, von einem gleichfalls maskirten Aufseher überwacht, dafür mußte ihm jeder hundert Franken bezahlen. Unter den begüterten Sträflingen fand er immer genug Tanzlustige zur Befriedigung seiner Habgier. Man denke sich die Gefühle des Schauders und Abscheus der Damen von Porto Ferrajo, als sie erfuhren, daß Galeerensträflinge sie zum Tanze geführt.

Als Franz I. von Frankreich eine neue Steuer ausgeschrieben hatte, erzählten ihm seine Beamten, daß das Volk darüber unwillig sei und ohne Ehrfurcht gegen seine Person laut murzte. — „Laßt es murren,“ entgegnete Franz, „für sein Geld kann man ihm dies Vergnügen gönnen!“

Eine böse Frau, die in ihrem Leben nichts von Religion hatte hören wollen, ließ sich, auf dem Krankenbette befindlich, ein Gebetbuch bringen. Im Nebenzimmer äußerte Jemand zu dem dort anwesenden Arzte: „Ich glaube, dieser Drache hofft in den Himmel zu kommen!“ — „Allerdings,“ versetzte der Arzt, „denn die Drachen steigen ja immer nach oben!“

Ein Schusterjunge ging an einem Droschkenfuhrmann vorüber, an dessen Wagen ein sehr elendes, mageres Pferd gespannt war, das mit gesenktem Kopfe da stand. Als er dies Pferd sah, sprang er schnell zur Seite. — „Dummer Junge!“ rief ihm der Fuhrmann zu, „warum springst Du denn weg? Das Pferd schlägt ja nicht!“ — „D,“ antwortete der Junge, „des fürcht ich noch nicht, aber des Umfallen!“